Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 12 — Gotha, 24. Juni 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Laß dir an meiner Gnade genügen [Sp. 569] — Was bei uns allezeit wirklich sein sollte [Sp. 569] — Die Unentbehrlichkeit des Logos. Schluß [Sp. 571] — Blumhardt im Lichte der Barthschen Theologie (Thurneysen) [Sp. 578] — Max Weber (Marianne Weber) [Sp. 581] — Mein Weg zum Frieden [Sp. 587] — Vom Evangelisch-Sozialen Kongreß in Saarbrücken [Sp. 592] — Eigengesetzlichkeit und Wirtschaftsethik [Sp. 595] — Americana [Sp. 598] — Si tacuisses [Sp. 600] — Zur Verfassung der altpreußischen Kirche (Lüttgert, v. d. Goltz) [Sp. 602] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage: Die industrielle Lage Deutschlands; Sechste Tagung für Werkspolitik: Fordismus [Sp. 604] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 608] — Verschiedenes: Die deutschen Universitäten und der neue Staat (Kahl, Meinecke, Radbruch) [Sp. 612] — Wöchentliche Chronik [Sp. 613] — Versammlungskalender — Anzeigen

Laß dir an meiner Gnade genügen

Laß dir an meiner Gnade genügen,
Wenn dich des Unheils Gewitter befällt —
Wenn dich gleich Stürme zu Boden schlügen,
Ist es nicht meine Hand, die dich hält?

Laß dir an meiner Gnade genügen,
Schaue nur fest auf mein Angesicht,
Wie auch die Pflüge des Unglücks zerpflügen,
Mehr, als sie sollen, zerpflügen sie nicht.

Laß dir an meiner Gnade genügen,
Stütze dich auf mich, so stehst du gewiß —
Strömende Sonnen mit funkelnden Flügen
Fällten noch immer die Finsternis!

Laß dir an meiner Gnade genügen,
Bis an die Abendzinnen der Zeit
Dann so kühle aus meinen Krügen
Rinnen die Wasser Ewigkeit.

Gustav Schüler

Was bei uns allezeit wirklich sein sollte

Seid allezeit fröhlich und saget Dank allezeit für Alles ... 1. Thess. 5, 16. Eph 5, 20

Für Alles sollen wir allezeit Gott dem Vater Dank sagen. Dazu ermahnt Paulus. Wirklich für Alles? auch für Unglück? auch für Nervenschmerzen, Atemnot, Schlaflosigkeit? Hat Paulus nicht ein wenig übertrieben? Hätte er nicht schreiben sollen: für Vieles oder für fast Alles?

Wenn Jemand Gott für Unglück, Lasten, Schmerzen, Verluste dankt, so hält er Unglück für Glück, Wehetat für Wohltat. Unglück für Glück halten! Ist das nicht Unwahrhaftigkeit? Sollte Paulus, der geschrieben hat „Wir können nichts wider die Wahrheit" (2. Kor. 13, 8), zu Unwahrhaftigkeit auffordern?

Unglück für Glück halten ist die Paradoxie des Glaubens. Unglück und Glück sind Gegensätze. Wo man, an Jesus Christus glaubend, den lebendigen wirkenden Gott bejaht, da bejaht man das Zusammenfallen der Gegensätze (coincidentia oppositorum). Gegensätze als aufgehoben und eins beurteilen kann nur, wer das eine Urlebendige, das alles eint und zusammenhält, anerkennt. Unglück ist Glück, weil der Eine, der beides schickt, beides eint. Und Unglück wird für Glück gehalten, sobald man den einenden Einen, bei dem kein Ding unmöglich ist, mit Glaubensaugen glaubend sieht. Den Einen mit Glaubensaugen sehen kann nur, wer den Einen liebt. Von der Liebe zu Gott aber hat der Apostel, der Gott für Alles allezeit zu danken mahnt, geschrieben: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." Wer Gott nicht liebt, dem dienen sehr viele Dinge nicht zum Besten. Wer den Schicksalslenker nicht liebt und darum auch nicht sein oft schweres und bitteres Schicksal liebt, sondern sich gegen sein Schicksal wild aufbäumt, der bezwingt nicht das Schicksal, sondern wird von ihm lebensgefährlich verletzt. Wer bei schmerzhaften Operationen nicht stillehält, bringt sich selbst in schwere Lebensgefahr. Wer mit den Händen oder gar mit dem Kopf gegen eine große starke Mauer schlägt, stürzt nicht die Mauer um, sondern fügt sich an seinem Leibe selbst Schaden zu. Wer aber den Schicksalslenker und darum auch sein Schicksal liebt, der schließt mit dem, was ihm geschickt wird, Freundschaft; und nach der Fügung des Schicksalslenkers schließt dann auch das Schicksal mit dem, dem es geschickt wird, Freundschaft, und seinen Freunden tut es nichts Übles, sondern nur Gutes. Lieben wir Gott und sind Menschen guten Willens, so werden wir durch alles, was uns widerfährt, reif gemacht. Haben wir am Schicksalslenker Freude und schöpfen wir aus solcher Freude Kraft, uns vom Schicksal nicht unterkriegen zu lassen, so kann das Schicksal uns nicht schaden, sondern es muß uns zum Besten dienen. Schmerzende Enttäuschung wird Voraussetzung und Mittel zur Überwindung eines größeren Schmerzes. Durch ein kleines Übel, das man ertragen muß, bleibt man bewahrt vor großem Übel. So wird das kleine Übel Quelle des Segens, Grund zum Danken. Der überzeitliche und doch allezeit wirkende Schicksalslenker bewirkt, daß das Schicksal seinen Kindern, die ihn lieben, zum Segen gereicht. Lehnen wir uns gegen das Schicksal auf, den Schicksalslenker vergessend, so werden wir nach dem Willen des Schicksalslenkers durch das Schicksal in Mißmut, Verzagtheit, Verzweiflung getrieben.

Wir lieben aber Gott nur, wenn wir seine Wirklichkeit anerkennen, und hierzu ist die Voraussetzung, daß er sich uns offenbart, „welches geschiehet durch Gnade", durch die Gnade unsers Herrn Jesus Christus. Nur der glaubende und Gott liebende Mensch kann alle Dinge als den Gottliebenden zum Besten dienend beurteilen, denn nur er urteilt aus Erfahrung. Paulus urteilte aus Erfahrung, wissend, daß Gottes Kraft in den Schwachen mächtig ist.

Unglück als Glück werten ist Umwerten. Der Glaubende wertet um: das Wichtige nennt er unwichtig und das, was so gewichtslos ist, daß man es für unwirklich halten kann, das hält er für überaus wichtig und gewichtig. Was sehr Viele lieben, das liebt er nicht, ja er haßt, meidet, flieht es. Was Viele verachten, vergessen, übersehen, unbeachtet lassen, das schätzt er hoch, liebt es, beachtet es eifrig. So muß der Glaubende den Nichtglaubenden Rätsel werden. Die Nichtglaubenden sind den Glaubenden kein Rätsel, denn diese kennen aus eigener Erfahrung das Nichtglauben; sie wissen, daß sie selbst manchmal, auch öfters Nichtglaubende sind. Wer immer glaubend wäre, wäre allezeit fröhlich und ohne Unterlaß betend (1. Thess.

5, 17), und wer ohne Unterlaß betend wäre, der würde immer Kraft empfangen zum Tun des Gottwohlgefälligen. Die Glaubenden sind Sünder, weil sie oft Nichtglaubende sind, und die Nichtglaubenden sind Sünder, weil sie Nichtglaubende sind. „Denn wir täglich viel sündigen"; mit dem „wir" meint Luther nicht die Unchristen, sondern die Christen.

Allezeit fröhlich, allezeit Dank sagend sollten Christen sein, Dank sagend für Alles, wissend, daß Alles denen, die Gott lieben, zum Besten dienen muß. Der Physiker Planck schreibt am Schluß seiner kleinen Schrift „Kausalgesetz und Willensfreiheit": „Grundsätzlich steht gar nichts im Wege, anzunehmen, daß dieselben (erfreuliche Folgen) über kurz oder lang in jedem Fall eintreten, wenn wir auch nicht jedesmal Kenntnis von ihnen erhalten. Eine derartige, durch keine Wissenschaft und keine Logik zu widerlegende Auffassung kann nicht schöner ausgedrückt werden als in dem Wort des Paulus: ‚Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.' Wem es gelingt, sich bis zu dieser Lebensauffassung zu erheben, der ist wahrhaft glücklich zu preisen. Denn wenn er stets empfänglich bleibt für alles Gute und Schöne, so darf er sich zugleich als von vornherein gefeit betrachten gegen alle Unbill, welche ihm in diesem wechselvollen Leben vielleicht noch beschieden sein mag." — Wem es gelingt!

Wem gelingt es? Den Glaubenden. Wenn wir allezeit Glaubende wären, so wären wir auch allezeit fröhlich und allezeit Danksagende für Alles.

Gera Georg Kirchner

Die Unentbehrlichkeit des Logos

3

Während die Realität der geistigen Welt von Hoche in die Reihe der gesetzmäßigen Illusionen verwiesen wird, „zweifelt tatsächlich kein vernünftiger Mensch daran, daß die materielle Welt nicht nur darin besteht, daß Jemand sie denkt." Das heißt: Die materielle Welt ist eine von unserem Denken unabhängige, objektive Wirklichkeit.

Er sagt nicht: „Kein Mensch zweifelt daran." Denn er weiß, daß es absolute Subjektivisten und Solipsisten, also Leugner der Objektivität der materiellen Welt gibt. Sondern er betont mit Recht: „Kein vernünftiger Mensch." Das heißt doch: Kein Mensch, der es mit der Vernunft hält, der sein geistiges Dasein bewußt auf die Vernunft stellt und ihr bedingungslos vertraut, als der tragenden Macht, auf die wir uns verlassen können; auf Grund deren wir „schließen", Schlußfolgerungen machen, Wirklichkeit erschließen können, wie z. B. die Existenz eines vorher nicht gesehenen Begleiters des Sirius u. a. m.

Nun erhebt sich die gewichtige Frage: Gehört die Vernunft, von der wir da reden, zur geistigen Welt? Und wenn das der Fall ist, gehört dann auch die Realität der Vernunft, nach der wir uns „vernünftig" nennen, zu den gesetzmäßigen Illusionen? Dann würde sich also „der vernünftige Mensch" auf eine Illusion stützen. Aber ist es vernünftig, sich auf eine — noch dazu durchschaute — Illusion zu stützen? Kann man, darf man ihr noch weiter vertrauen, nachdem sie als Illusion erkannt ist?

Das ist eine fatale Situation. Wir sind nicht gezwungen, uns dahinein zu begeben. Aber wer sich dahinein begibt, „kommt darin um". — Wir wissen aus gesicherter Erfahrung, daß in jedem entschlossenen Vertrauen zur Vernunft uns die geistige Welt als die eigentliche, primäre, grundlegende Wirklichkeit entgegenkommt, die uns trägt, ohne die auch unser Gehirn nicht wäre, ohne die wir uns nicht einen einzigen Gedanken über Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit und Illusion machen könnten.

In solchem rückhaltlosen Vertrauen zu einer Macht, auf die man sich verlassen kann, hat es auch einen guten Sinn, daß „kein vernünftiger Mensch" an der Wirklichkeit dessen zweifelt, was wir die materielle Welt nennen. Denn dann dürfen wir das begründete Vertrauen haben, daß unsere Denkgesetze und die Seinsgesetze der Naturerscheinungen nicht hoffnungslos aneinander vorbeilaufen, sondern einander zugeordnet, aufeinander abgestimmt sind und einen gemeinsamen Grund haben in einer Alles umfassenden Vernunft, die sich in den Dingen so, im Denken anders kundgibt, aber so, daß wir die Welt — oder Gedanken in der Welt erkennen können, das heißt: daß Wissenschaft möglich ist.

Daß ein Astronom das Vorhandensein eines Weltkörpers errechnen konnte, der noch von keinem Menschen gesehen war und dann wirklich eines Tages gesichtet wurde, — daß wir Kalender mit verläßlichen Angaben über Aufgang und Untergang von Sonne und Mond haben: das ist neben ungezählten andern Tatsachen eine unverkennbare Ermutigung, unsere Denkgesetze für Weltgesetze zu halten, also für den Abglanz und Widerschein einer festgeordneten objektiven geistigen Welt. Die gesamte, sich immer mehr aufdrängende Naturgesetzlichkeit, die in mathematischen Formeln, also in Gedanken, dargestellt werden kann, offenbart die Tatsache, daß wir nicht im Chaos, sondern im Kosmos, d. h. in einer nicht von Menschen geschaffenen, sondern von Menschen nur nachgedachten Ordnung leben.

Ordnung aber ist geistigen Wesens, und Ordnung aus Zufall erklären wollen, heißt den Bankerott des Denkens anmelden. Ordnung ist ausnahmslos, soweit menschliches Denken reicht, ein Cogitatum. Nur als Cogitatum cogitari potest. Nur als *λογιζόμενον* kann die Gesetzmäßigkeit der Welt Gegenstand unserer Erkenntnis sein.

Wenn also Hoche die Realität der geistigen Welt als gesetzmäßige Illusion bezeichnet, so setzt diese Gesetzmäßigkeit die ordnende Vernunft, die die Welt im Innersten zusammenhält, voraus. Das ist eben das, was die Griechen den Logos nannten. Es fragt sich nun, ob nicht auch die Gesetzmäßigkeit, die doch an materiellen Erscheinungen erkannt wird, und somit zur geistigen Welt gehört, nach allem, was Hoche feststellt, dem Charakter der Illusion verfallen muß, so daß wir es mit einer zwiefachen Illusion zu tun hätten.

Der Gedanke der Gesetzmäßigkeit der Illusion könnte hier von rettender Bedeutung sein. Denn er bietet die Möglichkeit, aus dem Illusionismus herauszukommen. Die Anerkennung der Gesetzmäßigkeit ist ja die Anerkennung des Logos als wirkende, ordnende, objektive Wirklichkeit. Ist er aber Wirklichkeit, und zwar geistige Wirklichkeit, so kann der Satz, daß die gesamte geistige Welt Illusion sei, nicht aufrecht erhalten werden.

*

Damit hängt die Sinn-Frage aufs engste zusammen. Wir können die Gesamterscheinung der Wirklichkeit ins Auge fassen und dieser reinen Tatsache den Sinn der Tatsache gegenüberstellen.

Wir können die Gesetzmäßigkeit der Welt als Tatsache bedenken und den Sinn dieser Gesetzmäßigkeit davon unterscheiden. Wir unterscheiden rein tatsächliche Lebenserscheinungen von sinnvollen Lebenserscheinungen. Auch wenn wir überhaupt von Zusammenhang und Zusammenwirken etwa im Nervensystem reden, so ist der verbindende Sinn, „das geistige Band" gemeint.

Wir unterscheiden die Aneinanderreihung von einzelnen Buchstaben und Buchstabengruppen von dem verbindenden, belebenden Sinne des ganzen Satzes. Dieser Unterschied ist für einen Bewußtlosen belanglos; er ist nur in einem Bewußtsein wirksam; d. h. in einer Sinn-empfind-

lichen, unterscheidenden und dann „verbindenden" Wirklichkeit, die wir Ich nennen.

Aber der Sinn eines Satzes kann von sehr erheblicher Wirkung sein: er kann z. B. einen Herzschlag herbeiführen. Das Gleiche kann freilich auch eine Falschmeldung bewirken. Aber einen Sinn müßte auch sie doch haben, um wirken zu können. Eine sinnlose Mitteilung wäre wirkungslos. Wir können hier nicht die Beispiele häufen. Es kommt uns in diesem Zusammenhange nur auf die Frage an, ob der Sinn, der doch sicherlich zur geistigen Welt gehört, auch mit zu den gesetzmäßigen Illusionen gehört, oder ob er Wirklichkeit ist. Z. B.: Ist der Sinn der Hocheschen Ausführungen etwas Reales oder gehört er zu den gesetzmäßigen Illusionen?

A. Wagner nennt es einen inneren Widerspruch, „immerfort im Sinne seelischer Funktionen zu sprechen und dabei deren Existenz zu leugnen". So könnte man auch sagen: „Immerfort im Sinne logischen Zusammenhangs der Wissenschaft zu reden und dabei den Logos als Realität leugnen, geht doch wohl nicht an."

*

Mit dem Gedanken des illusionären Charakters der geistigen Wirklichkeit hängt eine andere Gedankenreihe in Hoches Vortrage zusammen, in der er vom Projektionszwange redet:

Es war ein gewaltiger Abschnitt in der Quantität und Qualität der auf dem Erdball sich abspielenden Vorgänge, als in lebenden Wesen ein Weltbild entstand, weil sie anfingen, eigene Zustandsänderungen auf Äußeres zu beziehen; da begann die Entwicklung, die in unendlich langen Zeiträumen dazu führte, daß die Natur sich aus ihrem eigenen Material einen Spiegel erschuf, ein Organ zur Auffassung ihrer selbst*).

Hoche fährt fort:

Erklärungsversuche für diesen Bewußtseinsakt („daß die Natur sich aus ihrem eigenen Material einen Spiegel erschuf, ein Organ zur Auffassung ihrer selbst"), den ich als Projektionszwang bezeichne, haben wenig Zweck; wir müssen die Tatsache hinnehmen und dürfen wohl vermuten, daß der Zwang, gewisse Zustandsänderungen der Peripherie auf etwas Äußeres zurückzuführen, gleichzeitig mit dem Auftreten höherer bewußter Vorgänge erschien. Die Außenwelt hat ja die Sinnesorgane geschaffen, gewissermaßen hervorgelockt aus den Strukturmöglichkeiten der Organismen. Organisierte Körper hatten von sich aus ohne die äußeren Reize keine Sinnesorgane hervorgebracht, und so wird Schritt für Schritt mit der immer feineren Differenzierung der Sinnesendfläche auch die Nötigung zur Projektion nach außen entstanden sein (966 b).

Hier ist vom Auftreten höherer bewußter Vorgänge die Rede. So wie wir von niederem und höherem Leben sprechen. Der Maßstab der „Tiefe" oder „Höhe" ist bekanntlich die Geistigkeit, d. h. die Zugehörigkeit zur geistigen Welt, die eine „gesetzmäßige Illusion" ist. Hoche spricht es deutlich aus:

Der Projektionszwang, der uns zur zweiten Natur geworden ist, verschafft uns die fortgesetzte Illusion einer realen Welt, eine Illusion, der sich nur das geschulte Denken mit Mühe entziehen kann.

Der Psychiater kennt diesen Zwang auch aus seiner Behandlung der Geisteskranken. Aber er findet den Projektionszwang, die Projektionsneigung überall in unserem Geistesleben.

Die Projektion unserer Denknotwendigkeiten in Sachzusammenhänge schafft Raum, Zeit, Kausalität, und ebenso die Logik. Die Projektion unserer subjektiven Bedürfnisse in das Vorstellungsleben schafft die Religion, und auf diesem Gebiete schafft die Projektion des Angstgefühls und des Schutzbedürfnisses verletzlicher Wesen in das Unbekannte hinein die Welt der Götter. Die Projektion des Selbsterhaltungstriebes, dieses elementarsten und höchsten Dranges der unbeseelten und der beseelten Materie in die Zukunft hinein schafft den Unsterblichkeitswunsch und den Unsterblichkeitsglauben. Die Projektion eines starken Gefühls in die Sphäre des Handelns schafft den kategorischen Imperativ als „Du sollst". Die Projektion unseres Bedürfnisses nach Ordnung und Denkzusammenhängen schafft die philosophischen Systeme, und in ihnen wieder nehmen wir wahr, wie die Projektion der subjektiven Stimmung der einzelnen Philosophen ihr System in ihrer Eigenschaft schafft, wie die trübe Dauerstimmung Schopenhauers die Philosophie des Pessimismus erzeugt, und wie gläubiger Optimismus Anderer das hervorbringt, was heute als Wertphilosophie verkündigt wird (967 a).

*

Das Wahrheitsmoment dieser Ausführungen läßt sich an einem besonders naheliegenden Beispiel unserer unbewußten Projektionstätigkeit zeigen: an dem Vorgange des Sehens. In Wirklichkeit sehen wir ja nur das Bild auf unserer Netzhaut, projizieren es aber, ohne es zu merken, nach außen und schauen es an, als wäre es außer uns, während wir das Bild zweifellos nur in uns tragen. Und so ist es bei allen Theorien. *Θεωρεῖν* heißt ja zuschauen.

Es fragt sich nun, ob dieser Projektionszwang Zufall ist, oder ob ihm ein Sinn zu Grunde liegt. Sollte er nicht mit dem Streben des einzelnen Ich zusammenhängen, über die bloße Subjektivität hinauszukommen zum Nicht-ich, zum Andern, zum Objekt? Sicherlich spielt der ganze Vorgang, worauf Hoche mit Recht hinweist, auch im Leben der Geisteskranken eine wichtige Rolle. Aber liegt nicht in diesem Aus-sich-heraus-setzen, Sich-etwas-gegenüberstellen, Objektivieren die unerläßliche Grundbedingung objektiver Erkenntnis?

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterscheiden, dann verbinden.

Das Ich muß sich unterscheiden von dem Andern, wenn es erkennen soll. Und erst durch bewußtes Abstreifen und Zurücklassen aller subjektiven Wünsche und Vorurteile geht der Weg zur objektiven Erkenntnis — auch der materiellen Außenwelt.

Aber wenn nun der Mensch unter der Nötigung zum Objektivieren die Logik schafft, so schafft er damit doch nicht den Logos! Könnte er sich dabei „umdrehen", so würde er sehen, daß beim Schaffen der Logik der Logos als der Schaffende hinter ihm steht. Denn alles Erkennen ist recht verstanden ein Schaffen oder Nachschaffen. Und so schafft der Mensch allerdings auch eine religiöse Gedankenwelt, aber nicht Gott (deum), wie Feuerbach meinte. Sondern der Mensch schafft zwar die religiöse Vorstellungswelt, aber hinter dem unbewußten Projektionszwange steht doch noch eine ganz andere Gewalt, die auch durch Massen von Unsinn hindurch dennoch Sinn schafft. Fénélon war es wohl, der einmal bemerkt hat: „Wenn die Menschen die Religion zu machen hätten, ach sie hätten sie ganz anders gemacht!"

*

Wenn es endlich, am Schlusse der Beispielsreihe, heißt, daß „gläubiger Optimismus das hervorbringt, was heute als Wertphilosophie verkündigt wird", — so darf wohl auch hier daran erinnert werden, daß Menschen zwar die Philosophie der Werte schaffen, aber nicht die Werte selber, zu denen ja als oberster theoretischer Wert, auch der Naturwissenschaft, die Wahrheit gehört, der auch Hoche als Mensch und Forscher dienen will.

Die griechischen Sophisten haben zwar einst verkündigt, daß der Mensch die Wahrheit schaffe, und der große deutsche Sophist des 19. Jahrhunderts hat die Wahrheit als fable convenue angesehen. Aber der kritische Denker weiß, daß die Schaffung des Wahrheitsbegriffes doch noch etwas Anderes ist als die Schaffung dessen, was der Mensch ahnend „Wahrheit" nennt.

Und so ist es mit dem Werte der Vernunft. Sobald wir über sie nachdenken, müssen wir wohl oder übel einen Vernunftbegriff bilden; aber daß wir die Ver-

*) Bei den letzten Worten fällt einem das Schillersche Wort ein:

Freudlos fühlte sich der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.

Hier ist es die Natur, die sich einen Spiegel erschafft, also — poetisch — als bewußte, d. h. geistige Wirklichkeit angeschaut wird, als dea creatix. Das Femininum ist demnach erlaubt. Das Maskulinum würde ein Verlassen der wissenschaftlichen Ausdrucksweise bedeuten. Im Ernst: Wissenschaftliche Darlegung darf nicht mit religiösen Gedankengängen vermengt werden.

nunft selber aus dem Projektionszwange schaffen, daran denkt ja auch Hoche im Ernste nicht. Allein solange das Wort noch gelten soll, daß die Realität der geistigen Welt, also auch das, was wir meinen, wenn wir es im umfassenden Sinne „Vernunft" nennen, eine gesetzmäßige Illusion sei, solange ist auch eine illusionistische Deutung der Vernunft nicht deutlich abgewiesen. Der Schein des unvermeidlichen Illusionismus liegt wie ein drückender Nebel über dem ganzen Vortrage, ein Schein, der nur durch eine klare Bestimmung über das, was wirklich ist, beseitigt werden könnte. Aber daran fehlt es.

Oder sollen wir zwischen den Zeilen lesen, daß eben doch nur die materielle Welt Wirklichkeit ist, an deren objektiver Existenz „kein vernünftiger Mensch zweifelt"? Dann wäre in der Tat das gesamte psychische Geschehen eben doch nur Epiphänomen, „sachlich überflüssige Zugabe zu den materiellen Vorgängen". Aber der Sinn, der an psychischem Geschehen haftet, und darum nicht selber psychisches Geschehen ist, gehört er nicht zur objektiven Wirklichkeit? Nur dann, wenn die Gesetzmäßigkeit der Illusion von der Realität der geistigen Welt einen Sinn hat. Ist das so? Es ist, als hörte man Heinrich Heines Stimme: „Ein Narr wartet auf Antwort!"

*

Nach allem Bisherigen ist Hoches Behandlung der wichtigsten Frage, des Ich-Problems, nur folgerichtig. Was er dazu sagt in der Analyse des Ich, von der Unterscheidung des Ichgefühls, des Ichbewußtseins, der einzelnen „Schichten" des Ich; von der Verbundenheit des Ichbewußtseins mit dem Nervensystem, von dem Problem der Identität des Ich gegenüber dem restlosen Umbau der körperlichen Grundlage — (hier kehren die bekannten Gleichnisse vom Wasserstrahl, von der Gasflamme und Wolke wieder) — und was er von Erinnerung und Bekanntsein sagt, das alles ist gut beobachtet und fein gesagt. Aber wenn er z. B. sagt:

> Beim Aufwachen aus tiefem Schlafe kann man beobachten, wie wir die einzelnen Bestandteile unseres uns inzwischen abhanden gekommenen Ich gewissermaßen wieder zusammenkratzen müssen —

so hätte er statt „wir" nur den Singular zu setzen brauchen, um zu dem Satze zu kommen, daß „ich" die Bestandteile meines mir inzwischen abhanden gekommenen Ich wieder zusammenkratzen muß. Also: „Ich kratze die Bestandteile meines Ich zusammen!"

In einem feuchtfröhlichen Studentenliede heißt es:

> Ich wollt, ich wär ein Louisdor,
> Dann kauft ich mir gleich Bier davor!

Das ist Spaß. Hier aber ist es Ernst. Und hier stoßen wir doch wohl auf einen letzten Widerstand, auf einen aller Analyse widerstrebenden, für alle Theorie unverdaulichen Kern des uns objektiv und zu allererst Gegebenen.

Wir lesen aber am Schlusse des Vortrages: „Das Ich als eine kontinuierlich sich erstreckende, gleichbleibende Größe ist das Ergebnis einer Selbsttäuschung." „Wir sind ein Schauplatz —" oder sagen wir nun im Singular: „Ich bin ein Schauplatz, — auf dem sich schichtenweise allerlei Vorgänge abspielen ..." Aber wenn ich ein Schauplatz bin, so ist es doch seltsam, daß ich gleichzeitig Beschauer dessen bin, was sich darauf abspielt. Und wenn ich weiß, daß ich keine kontinuierliche Größe bin, so ist doch gerade das rätselhaft, daß ich dies weiß trotz der Diskontinuität.

„Aus Sand kann man keinen Strick drehen!" Aus diskontinuierlichen Teilchen kann keine zusammenhängende Einheit entstehen, die auch die entlegensten Bestandteile und Inhalte bewußt als ihr zugehörig zusammenfaßt.

Wenn der Verfasser sagt: „Wir sind ein Schauplatz ... das ist alles, was von dem Ich übrig bleibt", so vergißt er gerade die Hauptsache: nämlich die urteilende Instanz, die zu diesem Ergebnis in der Wirklichkeitsfrage kommt, — sein urteilendes Ich, das gerade darin, daß es urteilt, sich als dem gesamten Tatsachenbestand überlegen, als das Andere weiß, das in all dem Gesagten niemals aufgeht. Hier zeigt sich die Wahrheit jenes Goethewortes, „daß die Summe unserer Existenz durch unsern Verstand dividiert, niemals rein aufgeht, sondern immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibt".

In diesem „wunderlichen Bruche" lebt nun aber gerade diese urteilende Instanz des Ich, von der die Urteile „wirklich" und „unwirklich" kommen. Denn „wirklich" ist keine Eigenschaft, sondern ein Urteil. Das urteilende Wesen selbst wird aber, solange es klar ist, sich selbst vor allen andern Wesen für wirklich halten. Mit dem Urteil „Ich bin Ich", d. h. ich bin wirklich — steht und fällt alles menschliche Denken, alle Wissenschaft. Der Gedanke: „Ich bin nicht Ich" wäre der fundamentale Bruch mit der Wahrheit oder der Zusammenbruch der geistigen Gesundheit. Es ist ein kategorischer Imperativ: „Du sollst dich für wirklich halten, denn du bist wirklich!" Und ohne den Gedanken: „Ich bin immer dasselbe Ich", die gleiche Erlebenseinheit in allem Umbau des Körpers, gäbe es überhaupt nicht den für die Naturwissenschaft unentbehrlichen Begriff der Substanz. Denn der stammt aus der unmittelbaren Erfahrungsgewißheit: Ich bin in allen Erlebnissen id quod substat. Eine andere Quelle des Substanzbegriffes gibt es nicht. Darum muß der Satz: „Das Ich als eine kontinuierlich sich erstreckende, gleichbleibende Größe ist das Ergebnis einer Illusion" — auf scharfen Widerstand stoßen.

*

Kommen wir aber mit unserem Gedankenzuge zu einem Ergebnisse, das zu einem klaren Tatbestande unseres bewußten Daseins nicht stimmt, so setzt alsbald die kritische Besinnung ein, ob nicht der Fehler im Ansatze liegt. Denn — so sagt wiederum Goethe in jenem bekannten Worte in den Maximen und Reflexionen: „Wer beim Zuknöpfen das erste Knopfloch verfehlt, wird mit dem Zuknöpfen nie zu Rande kommen."

Vielleicht liegt also der Fehler im Ausgangspunkte: im Ausgehen von den materiellen Vorgängen! Unsere Alternative lautete: Entweder wir sind Körper, die zeitweilig geistige Erscheinungen zeigen, oder wir sind Geister, die zeitweilig einen Körper haben. Im ersten Falle ist das Geistige ein Epiphänomen, d. h. eine sachlich überflüssige Zugabe zu den materiellen Vorgängen; im zweiten Falle ist das Körperliche das Epiphänomen. Freilich nicht als „sachlich überflüssige Zugabe", sondern als gegebene Bedingung (condicio) für das Individuellwerden des Geistes im Menschen. Aber wenn der Geist individuell werden soll, muß er zuvor — logisch, d. h. als Logos — überhaupt Wirklichkeit, Realität sein.

Der Gedanke, daß das psychische Geschehen Epiphänomen sei, ist ein Gedanke der Naturwissenschaft. Wissenschaft ist aber überhaupt nur möglich im unbedingten Vertrauen auf die geltende Macht der Vernunft, des Logos. Ohne die Voraussetzung dieses tragenden, objektiven, von unseren Wünschen unabhängigen Untergrundes ist kein Schritt, kein Gedanke, auch kein Satz der Naturwissenschaft möglich. Auch der Satz, daß das Geistige ein Epiphänomen der materiellen Vorgänge sei, ruht, selbst wenn er irrig ist, auf der geistigen Unterlage des Logos, der auch die Fehler unseres Denkens in überlegener Majestät ruhig erträgt. Er bleibt, was er ist: das lebendige Fundament der geistigen Welt.

Oder ist er doch Epiphänomen, sachlich überflüssige Zugabe zu den materiellen Vorgängen? Ist dieser Gedanke zu ertragen?

4

Hoche scheint in der Einleitung seines Vortrages das Resultat seines Nachdenkens über das Leib-Seele-Problem vorweg in dem Satze anzudeuten: „Unangenehme Denkergebnisse werden auf die Dauer von dem Durchschnittsmenschen nicht ertragen."

Ich rechne mich ohne Weiteres zu den Durchschnittsmenschen.

Aber Hoches Ergebnis ist mir nicht unangenehm, sondern unannehmbar. Denn ich sehe keinerlei Nötigung, mich auf seinen Ausgangspunkt zu stellen, so lange ein anderer Ausgangspunkt logisch, vernunftgemäß möglich oder vielmehr geboten erscheint. Wenn ich sehe, daß mich der naturalistische Ansatz in eine Sackgasse führt, suche ich einen andern Ausgangspunkt, der mir dieses allerdings unangenehme Erlebnis erspart. Es kann freilich Pflicht sein, unangenehme Denkergebnisse ruhig auf sich zu nehmen und auch darin „das Unvermeidliche mit Würde zu tragen". Aber das Unvermeidliche liegt bei Hoches Ergebnis in der Konsequenz des naturalistischen Ansatzes. Unvermeidlich ist dagegen für alle Wissenschaft und Forschertätigkeit das unerschütterliche Zutrauen zu der Macht des den Kosmos schaffenden und durchwaltenden Logos, den kein Mensch gemacht hat, den auch die Menschheit nicht erdacht, sondern entdeckt hat, als die überlegene Gewalt, die „die Welt im Innersten zusammenhält".

Wenn wir diesem geistigen Untergrunde aller wissenschaftlichen Denkarbeit vertrauen, behandeln wir ihn als Wirklichkeit, als Realität, auf die man sich verlassen kann. Ist dieser Untergrund Illusion, so ist wissenschaftliche Tätigkeit letztlich ein sinnloses Spiel. Ist aber diese Illusion gesetzmäßig, so ist diese Gesetzmäßigkeit entweder Zufall *), und dann ist Alles Zufall, auch was wir Wahrheit nennen. Oder die Gesetzmäßigkeit ruht auf dem Logos, der nicht nur zur geistigen Welt gehört, sondern ihre Grundlage ist.

Ich vermag mit dem besten Willen zu keinem anderen Denkergebnisse zu kommen. Dann muß ich aber den Gedanken, daß die Realität der geistigen Welt eine gesetzmäßige Illusion sei, nicht als unangenehm, sondern als unannehmbar ablehnen.

*

Ist die in dem Innsbrucker Vortrage ausgesprochene Grundansicht wirklich die Überzeugung der deutschen Naturforscher und Ärzte? — Es handelt sich nicht um Meinungsverschiedenheiten in Einzelfragen, sondern um die Lebensfrage der Wissenschaft überhaupt. Die Frage läßt sich nicht abweisen: Was würde aus dem Sinn wissenschaftlicher Arbeit, und wie ließe sich die Begeisterung für das wissenschaftliche Ideal aufbringen, wenn die Hochesche Auffassung von der Realität der geistigen Welt als gesetzmäßiger Illusion unentrinnbar wäre! Das ist ein Anliegen der gesamten Wissenschaft.

Heraklit von Ephesus hat zuerst den Gedanken des alles durchwaltenden „Logos" in das abendländische Denken eingeführt: „Alles geschieht dem Logos gemäß." Seitdem ist diese dämmernde Ahnung zu immer festerer Gewißheit geworden.

Ohne die Gewißheit des Logos als des Fundamentes alles Denkens ist der Grundgedanke der Wissenschaft von der durchgehenden Ideenordnung im Universum unmöglich.

Wir können nicht mehr hinter Heraklit zurück. Wenn aber das feststeht, dann kann der positivistische Wirklichkeitsbegriff nicht aufrecht erhalten werden.

Das ist der hohe Vorzug des Hocheschen Vortrages, daß er unerschrocken und freimütig die Konsequenz des positivistischen Wirklichkeitsbegriffes aufdeckt. Die Frage, die mit unausweichlicher Dringlichkeit Jedem gestellt ist, der im logischen Gedankengang die Macht des Logos anerkennt, ist die: ob der Logos Wirklichkeit ist oder Illusion.

Ist er Wirklichkeit, so ist der positivistisch-naturalistische Wirklichkeitsbegriff („wirklich ist nur das, was mit exakter Wissenschaft feststellbar ist") unhaltbar. Denn der Logos ist vor aller Wissenschaft. Ist er Illusion, dann ist der Wahrheit die Würde entzogen.

Freiburg i. B. Paul Jaeger

*) Das Recht, im relativen Sinne vom „Zufall" zu reden, wenn wir das unerwartete und unberechenbare Zusammentreffen bisher getrennt laufender Kausalreihen bezeichnen wollen, ist unanfechtbar. Absoluter Zufall aber bedeutet die Aufhebung jedes Wahrheitskriteriums und darum das Ende der Wissenschaft.

Blumhardt im Lichte der Barthschen Theologie

Christoph Blumhardt. Von Eduard Thurneysen. München, Chr. Kaiser Verlag 1926. 96 S. 3 M.

Eduard Thurneysens Buch über Christoph Blumhardt den Sohn ist mit Spannung erwartet worden; denn gerade bei dem Freunde Karl Barths durfte ein tiefgehendes Verständnis für den gewaltigen Ernst der Verkündigung eines Mannes vorausgesetzt werden, der bei allem, was er tat und sagte, durchdrungen war von der Realität und Gegenwärtigkeit des lebendigen Gottes. Die nach jener Richtung gehenden Erwartungen sind nicht enttäuscht worden.

Thurneysens Schrift ist ein scharfer Protest gegen jede Blumhardtmode; sie wehrt alle diejenigen ab, die sich aus der Sucht nach Neuem, aus irgendeinem Sensationsbedürfnis heraus für Blumhardt interessieren. Hier handelt es sich nicht mehr um menschlich Interessantes oder Geistreiches, hier ist die Gottesfrage in ihrer ganzen Größe und Wucht gestellt. Nur der findet den rechten Zugang zu Blumhardt, der ihn versteht als einen Mann, „der auf Gott aufmerksam machen will in unserer Zeit", der mit der Realität Gottes vollen Ernst macht.

Christoph Blumhardt, der wie sein Vater mit seiner ganzen Existenz ins Ringen um Gott gestellt war, hat erkannt, daß unsere menschlichen Gottesanschauungen und Gottesgefühle noch nicht die Gemeinschaft mit Gott sind, die wir brauchen mitten in der furchtbaren Realität des menschlichen Elends und der menschlichen Ohnmacht. Wenn es zur wirklichen Gemeinschaft mit Gott kommen soll, dann muß Gott selbst in unsere Zeit und Welt eintreten; er muß uns Menschen da begegnen, wo wir wirklich stehen, mitten im „Fleisch", d. h. mitten in Vergänglichkeit, Sünde und Tod; es muß auf der Erde eine „Geschichte" Gottes beginnen, nicht die sogenannte Kirchengeschichte, nicht irgendwelche Bekehrungsgeschichte im pietistischen Sinn; sondern ein Erleben Gottes, das zum Sterben des Fleisches führt, damit Gottes Reich Raum gewinne auf Erden. Denn darauf kommt es an, daß Gott auf Erden auch wirklich Gott bleibt und nicht hineingezogen wird in menschliche Halbheiten und Verkehrtheiten. Blumhardts Predigt bedeutet für Thurneysen einen gewaltigen Protest gegen alle Verkehrung des Göttlichen ins Irdische und Menschliche. Menschen können mit all ihren Bemühungen das Reich Gottes nicht schaffen; alles, was auf dieses Ziel hin geschieht, wird gewirkt durch den heiligen Geist, durch den gegenwärtigen, sich immer neu offenbarenden und zu seinem Verheißungswort bekennenden Gott. Im Gehorsam, in völliger Beugung unter Gottes Willen warten auf ein neues Tun Gottes im heiligen Geist, das heißt Gott wirklich ernst nehmen; und Thurneysen hat es sehr fein dargestellt, wie mit dieser neuen Ehrfurcht vor dem lebendigen Gott alle religiöse Zudringlichkeit, alle falsche Sicherheit und Vertraulichkeit Gott gegenüber schwindet; wie Blumhardt die menschlichen Verhältnisse von Gott aus, von obenher betrachtet in dem heißen Verlangen, daß Gott in ihnen zu seinem Recht kommen möge; wie das Befreiende seiner Seelsorge gerade darin lag, daß er in absoluter Sachlichkeit immer zuerst an Gott dachte, daß er den Anspruch Gottes an die Menschen vertrat und sie damit auf einen ganz neuen Boden stellte, auf dem sie sich selbst vergessen und spüren durften: es gibt eine Sache Gottes, an der wir teilhaben, der wir dienen dürfen.

Aber so viel Wertvolles und Richtiges Thurneysens Blumhardtbuch auch enthält, so ist doch die Frage ernstlich aufzuwerfen, ob es ihm überall gelungen ist, die Botschaft Christoph Blumhardts als Ganzes unbefangen aufzunehmen und in ihrer natürlichen Eigenart stehen zu lassen. Das Vorwort verspricht, daß „Blumhardts Gedankenwelt aus ihren eigenen Voraussetzungen heraus entwickelt" werde; und doch kann sich der mit Blumhardt vertraute Leser des Eindrucks nicht erwehren, daß auch die Voraussetzungen der dialektischen Theologie, dem Verfasser mehr oder weniger bewußt, mitgewirkt haben. Nicht als ob dadurch ein völlig falsches Bild entstanden wäre. Im Gegenteil, gewisse Züge aus Blumhardts Verkündigung sind sehr klar gesehen, andere dagegen, wenn

nicht ganz übersehen, so doch in ihrer Bedeutung nicht voll erkannt. Auf diese Weise entsteht eine eigentümliche Mischung von Richtigem und Falschem, die nicht leicht zu scheiden ist. Aber der beim Lesen sofort entstehende Eindruck, der mir durch verschiedene mündliche und briefliche Äußerungen aus Blumhardts Freundeskreis bestätigt wurde, ist doch der, daß sich hier etwas Fremdes eingeschlichen hat, daß Blumhardts Meinung, die er selbst nie in dieser Weise systematisiert hätte, durch anders woher genommene Fragestellungen verbogen ist — dem Laien im Einzelnen vielleicht nur wenig bemerkbar, aber doch so, daß ein fremder Gesamteindruck entsteht.

Es handelt sich hier natürlich keineswegs um eine Auseinandersetzung mit der Barthschen Theologie als solcher. Sie ist als Korrektiv aller einseitig historisch-psychologischen Betrachtungsweise, aller bloßen Phänomenologie des religiösen Bewußtseins von größter Bedeutung, und der tiefe Ernst, mit dem sie die Gottesfrage stellt, kann unserer jungen Theologengeneration vielleicht am besten die Augen öffnen für die Gotteswirklichkeit, auf die Blumhardts Botschaft für unsere Zeit hinweist. Es handelt sich hier allein um die reinliche Scheidung zwischen den Grundsätzen jener Theologie, die eben doch auch Theologie, d. h. Ergebnis eines Nachdenkens über Gott ist, — und der Predigt Christoph Blumhardts, die gerade nicht Theologie ist, sondern Ergebnis einer mit Gott erlebten Geschichte — was „Geschichte" in diesem Sinn bedeutet, hat Thurneysen (S. 34) sehr wohl verstanden. Sobald aber die Grundsätze einer Theologie, ganz gleich welcher, auf eine solche mit Gott erlebte Geschichte angewendet werden, entsteht allzu leicht eine Verengung, ja Vergewaltigung jener ursprünglichen Lebenswelt.

Die Einseitigkeit der Thurneysenschen Darstellung hat aber nicht allein ihren Grund in der theologischen Einstellung, mit der er verwachsen ist, sie ist zum großen Teil auch aus der Unzulänglichkeit der Quellen zu erklären, die sie benützt. Thurneysen hält sich nämlich fast ausschließlich an den bisher allein erschienenen zweiten Band der großen, auf fünf Bände berechneten, von Robert Lejeune herausgegebenen Sammlung der Predigten und Andachten Christoph Blumhardts[1]). Die Predigten dieses zweiten Bandes stammen alle aus einer bestimmten Periode in Blumhardts Leben, aus den Jahren 1888—1896, die eine Krisis in seiner Entwicklung bedeuten. Der jüngere Blumhardt befindet sich in jenen Jahren in einer gewissen Auseinandersetzung mit der Art und Wirkungsweise seines Vaters, einer Auseinandersetzung, die freilich ohne Bruch und Gegensätzlichkeit verläuft, aber doch einen deutlich erkennbaren Schritt nach vorwärts bedeutet. Dem Zweck, den Freunden den ihnen aus der Ferne nicht leicht verständlichen Schritt von der „Geschichte von Möttlingen und Bad Boll" zu „unserer heutigen Stellung" klar zu machen, dienen auch die „Gedanken aus dem Reiche Gottes" von 1895[2]), die Thurneysen, wie er im Vorwort ausdrücklich angibt, als zweite Hauptquelle benützt. Aber so Wertvolles dieses Schriftchen auch enthält, so hat es doch für das Ganze der Botschaft Blumhardts nur historische Bedeutung. Es stellt ebenso wenig wie die Predigten jener Jahre den eigentlichen Höhepunkt der Entwicklung Christoph Blumhardts dar — was nach Thurneysens Darstellung so scheinen könnte — sondern den Ansatzpunkt, den Aufstieg, die freilich unerläßliche und auch später nie aufgegebene Grundlage zu der gewaltigen Verkündigung von der Liebe Gottes zur Welt, in der das, was Blumhardt zu sagen hat, erst seine volle Klarheit, Reife und Kraft erlangt. Erst wenn der dritte und vierte Band der Lejeuneschen Blumhardtausgabe vorliegt, wird es möglich sein, Blumhardts Botschaft in ihrer ganzen Fülle zu überschauen; aber schon jetzt muß betont werden, daß nicht die Zeit der Krisis, sondern erst die darauffolgenden Jahre die Höhe in Blumhardts Leben mit Gott bedeuten. „So kraftvoll die Verkündigung Blumhardts in dem geschilderten Zeitabschnitt gewesen ist, so war dieser doch nur eine Durchgangsperiode, welche die Reinigung der Luft mit sich brachte, ehe die Sonne aufging[3])." Die gleiche Auffassung vertritt auch Lejeune im Vorwort (S. 20) zu dem zweiten Band seiner Blumhardtausgabe.

Während es also einerseits für eine Gesamtbeurteilung Blumhardts, die Thurneysen doch geben will, notwendig ist, die weiteren Bände der Lejeuneschen Ausgabe, deren Erscheinen sich leider allzu sehr hinauszögert, abzuwarten, ist es andererseits wohl zu verstehen, weshalb gerade die Losung jener Übergangszeit „Sterbet, so wird Jesus leben!" von Thurneysen als etwas ihm Kongeniales empfunden werden mußte. Blumhard war in jenen Jahren bekümmert, daß es trotz all dem Großen, das sein Vater hatte erleben dürfen, zu keinem wirklichen Vorwärts für die Sache Gottes auf Erden kommen wollte. Und er erkannte als das schlimmste Hindernis für das Kommen des Gottesreiches den Menschen selber in seinem Fleisch, den Menschen, der sich die Wahrheit nicht gefallen lassen will. Damit beginnt sein Kampf gegen den christlichen Egoismus, der immer nur Gottes Gnade und Hilfe für sich selber haben will und nicht daran denkt, der Gerechtigkeit Gottes im Leben des Menschen Raum zu schaffen, auch gegen die Kirche, soweit sie Gottesreich und Religion verwechselt und sich als Selbstzweck ansieht, anstatt als die arme Magd des Herrn auf das Kommende hinzuweisen. All dies Menschliche, auf dem Boden des Fleisches Erwachsene, muß in das Sterben Jesu Christi hineingezogen werden, damit Gott Boden gewinne auf Erden. In diesem Kampf gegen den Menschen in seinem Fleisch und seinem Eigenwillen hat Blumhardt scharfe Worte gesprochen: seine Predigten haben etwas Beunruhigendes, Revolutionierendes und stellen die Anschauungen der herkömmlichen Christenheit oft geradezu auf den Kopf. Es ist ein gewaltiger Anspruch, dieses „Sterbet, so wird Jesus leben!", eine harte Rede, die vielen seiner Freunde schwer einging.

Aber es besteht doch ein klarer Unterschied zwischen dieser Verkündigung und den Anschauungen, die uns aus Karl Barths Römerbrief bekannt sind. Blumhardts Paradoxien sind aus seinem Eifer um Gott, aus der drängenden Not seiner großen Hoffnung geboren — und das ist nun etwas wesentlich Anderes als die Paradoxien des dialektischen Denkens. Und eben dieser Unterschied wird durch Thurneysens Darstellung verwischt und Blumhardts Botschaft allzu sehr auf die Linie jener Theologie und ihrer Dogmen gerückt. Es sollen hier nur einige Beispiele dafür gegeben werden.

„Reich Gottes" bedeutet bei Blumhardt nicht bloß das Ende der Zeit, das Ende aller Ereignisse (Thurneysen S. 35 und 79), nicht einfach die dialektische Kontradiktion des jetzigen Zustands, sondern durchaus eine inhaltlich erfüllte, bis zu einem gewissen Grad vorstellbare Größe: die Herrschaft Gottes auf Erden, die Befreiung der Schöpfung von den Mächten der Sünde und des Todes, die uns anschaulich wird in den Taten der Hilfe und der Befreiung, die Jesus auf sein Suchen, Bitten und Anklopfen von Gott geschenkt wurden. Ähnlich ist es mit dem Begriff der „Auferstehung". Auferstehung ist für Blumhardt eben nicht das schlechthin Unausdenkliche, der Einbruch der Ewigkeit; sondern Auferstehung bedeutet die Wiederherstellung der Schöpfung, den Beginn einer neuen Welt, einer neuen Menschheit. Und die Kräfte dieser Auferstehung, der Überwindung des Todes, können schon jetzt in heiliger Stille in dem lebensvollen Sterben derer, die sich ganz für Gott hergegeben haben, spürbar werden. Damit wäre das Wort Auferstehung nach Thurneysens Meinung freilich „immanent und utopisch" verstanden; aber es ist kein Zweifel, daß Blumhardt es so verstanden hat.

All die großen Worte „Reich Gottes", „Auferstehung", „heiliger Geist" sind bei Blumhardt überhaupt viel natürlicher, kindlicher, realistischer zu nehmen, als es dem an die Dialektik Karl Barths Gewöhnten erscheint. Thurneysen meint zwar solche Dialektik bei Blumhardt entdeckt zu haben und führt dafür ausdrücklich folgenden Satz aus einer Predigt an: „Das Letzte, womit die Rettung kommt, ist das, daß der Heiland da ist, das heißt, daß er wiederkommt." (S. 77, vgl. Lejeune S. 227 f.) Aber dieser Satz bedeutet doch nicht, daß Blumhardt Jesu Dasein als sein Nichtdasein verkündigt hätte; die Nebeneinanderstellung des Daseins und des Wiederkommens ist einfach die Lizenz der freien Rede, des gesprochenen Worts — Blumhardts Predigten sind ja alle aus Nachschriften veröffentlicht — und keine „eschatologische Dialektik" im Sinne Barths. Blumhardt will hier nur sagen, daß mit Jesu Sterben und Auferstehen die Rettung erst angebahnt, noch nicht vollendet ist, und daß die volle Erlösung, die Aufrichtung der Gottesherrschaft, erst zu erwarten ist mit seiner Wiederkunft. So hat Blumhardt freilich nicht von Jesus geredet, „als ob er ihn in der Tasche hätte", er hat nach ihm ausgeschaut als dem Kommenden — aber das alles nicht in jenem ausschließenden Gegensatz von Zeit und Ewigkeit, der sich nur dem Denken, nicht der schöpferischen Synthese des Lebens ergibt.

Am meisten in Widerspruch zu Blumhardts ganzer Anschauung steht aber jene tiefe, unüberbrückbare Kluft, die Barths Dialektik zwischen Gott und den Menschen aufreißt. Thurneysen (S. 37) zitiert eine Predigt Blumhardts, in der er ausführt, wie ohne Hoffnung auf das Reich Gottes alle Bemühungen den Zustand der Menschen durch politische und soziale Reformen zu bessern vergeblich seien, weil sie nicht die tiefste Wurzel des Übels, die Verwirrung und den Unfrieden in den Menschenherzen beseitigen könnten. Er schließt: „So oft wir dieses Wesen der Menschheit ansehen, da gibt es gar nichts Anderes als Durst nach Gott, nach dem lebendigen Gott, und dazu bist du Mensch berechtigt." Wenn Thurneysen nun die Frage stellt: „Wieso sind wir dazu berechtigt?", so offenbart sich schon in dieser Fragestellung ein Geist, der Blumhardt ganz und gar fremd ist. Denn Blumhardt erkennt jenen Riß zwischen Gott und der Welt nicht an. Die Welt gehört zu Gott als seine Schöpfung, und seine Liebe gilt gerade auch der verlorenen, in Sünde und Todesweh verstrickten Welt. Und auch die Menschen gehören zu Gott. Sie sind wohl in die Ketten und Gefängnisse der Sünde geraten, aber nicht so „ganz und gar und rettungslos sündig", daß schon ihr Verlangen, ihre Sehnsucht nach Gott eine Verletzung der zwischen Gott und

[1]) Christoph Blumhardt. Eine Auswahl aus seinen Predigten, Andachten und Schriften, herausgegeben von R. Lejeune. Erlenbach-Zürich und Leipzig, Rotapfelverlag 1925.

[2]) Gedanken aus dem Reiche Gottes. Ein vertrauliches Wort an Freunde von Christoph Blumhardt. Bad Boll 1895. Im Selbstverlag des Verfassers.

[3]) Vgl. E. Jäckh, Blumhardt, Vater und Sohn und ihre Botschaft. Berlin 1925. S. 113 ff.

der Welt aufgerichteten Schranke bedeutete. Sie dürfen auf Gott hoffen; denn er ist nicht der Gott der grundlosen Willkür, der seine Verheißungen wahrmacht, weil er sie wahrmachen *will*, sondern der Gott, dem die Erde gehört, und an den wir, menschlich gesprochen, den gleichen Anspruch haben wie ein Kind an den Vater, der ihm das Leben gegeben hat. Wo das bestritten wird, da wird unser Verhältnis zu Gott ganz unnatürlich und verzerrt, und es gilt auch hier ein Wort Blumhardts [4]), daß Gott den Menschen wohl zum Kampf, aber nicht zur Qual bestimmt habe, auch nicht zu der Qual jener logisch-dialektischen Zerreißung von Gott und Welt, die Barth allen hungrigen und suchenden Herzen als unerträgliche Last auflegt.

Zu welch hoffnungslosem Mißverstehen der Blumhardtschen Botschaft jene Überspannung des Gegensatzes zwischen Gott und Mensch führen kann, zeigt ein Artikel über Blumhardt, den *Günther Dehn* im „Neuwerk“ [5]) veröffentlicht hat und der in der Linie dessen liegt, was sich bei Thurneysen erst anbahnt. Dehn wirft am Schluß die Frage auf, deren Bejahung nach seiner Ansicht für Blumhardt vernichtend sein müßte, die Frage, ob Blumhardts Gehorsam, sein „Sterben“ wirklich Gehorsam um des Gehorsams willen gewesen sei und nicht etwa Gehorsam um der Hoffnung willen, ob Blumhardt nicht vielleicht doch der furchtbaren Gefahr erlegen sei, daß dieser Gehorsam zu einem letzten Mittel wurde, um die Erfüllung der Hoffnung herbeizuführen. Soweit sollte also die Welt von Gott getrennt sein, daß wir Menschen nicht einmal wagen dürften, uns in Hoffnung nach dem auszustrecken, was ja nicht ein Ziel unserer Selbstsucht, sondern Gottes eigener, in Jesu offenbar gewordener Wille ist, daß allen Menschen geholfen werde? Ein solches Hoffen sollte schon eine Verletzung der Majestät Gottes sein, wenn doch die Erfüllung der Hoffnung Gottes eigenste Absicht ist, wenn er selber Menschen sucht, die durch ihr Hungern und Dürsten nach seiner Gerechtigkeit die Kräfte seines Reiches hereinziehen in die Welt? Wo solche Hoffnung im Ernst als menschliche Überhebung abgelehnt werden kann, da ist in der Tat der Boden des Evangeliums verlassen, da ist Gott nicht mehr der Vater Jesu Christi, sondern der Götze einer kalten, blutleeren Abstraktion und das Verhältnis zu ihm unerträgliche Qual.

Das muß gesagt werden, nicht um einer theologischen Auseinandersetzung willen, nicht als ob es sich hier um einen Streit über Personen handelte, sondern es muß gesagt werden um der armen, suchenden, hungernden und dürstenden Menschenseelen willen, denen durch solche Überspannungen der Weg zu dem lebendigen Quell der Hoffnung versperrt wird, denen das, was ihnen bei Blumhardt so lebendig, so erquickend und befreiend entgegenkommt, nun wieder in die Ferne einer theologischen Abstraktion gerückt wird, mit der ihre Sehnsucht nichts anzufangen weiß.

Blumhardt soll nicht Mode werden; aber ebensowenig darf er in die Hände der Theologen fallen. Seine Botschaft muß frei bleiben und zugänglich für Jedermann, auch für solche, die von ganz andern Ausgangspunkten her den Weg zu ihm finden [6]). Denn das ist ja gerade das Große und Befreiende an dem, was Blumhardt zu geben hat, daß es nicht Theologie ist, sondern ein Reden von dem, was er gehört und gesehen hat. Das darf nicht verdunkelt werden, am allerwenigsten in der überheblichen Art, in der Günther Dehn es tut und die gerade das Gegenteil von Blumhardts Geist der Vergebung bedeutet. Solches verbietet die Ehrfurcht vor Gott, der auch unserer Zeit trotz all ihrer Verwirrung und Verkehrtheit nahe kommen will und dem wir danken müssen, daß er uns die Botschaft nicht von seinem Zorn, sondern von seiner Liebe mit neuen Zungen verkündigen läßt.

Bretten *Wilhelm Heinsius*

Max Weber

Ein Lebensbild von Marianne Weber
Tübingen, J. C. B. Mohr 1926. 712 S., II Tafeln und 2 Facsimiles. 25 M.

Niemand, der diese große Zeit mit offenen Sinnen durchlebt hat, wird ihre Spiegelung in einem so großen Verstand und Herzen ohne Bewegung und Gewinn nacherleben. Die Witwe, die „Gefährtin“ dieses unsagbar reichen Lebens, die es mit durchkämpft und mit durchlitten hat, zieht hier seine Summe mit völlig kongenialer Weite und Tiefe der Gedanken- und Gefühlskraft. Sie hat die natürliche Scheu, ihr bestes und heiligstes Erlebnis und das mancher anderen Seele, die auf dies Leben Einfluß gewann oder zu seiner Reife beitrug, der weiteren Öffentlichkeit preiszugeben, überwunden durch eine doppelte Erwägung. Einmal: Alles, was zum Verständnis einer Persönlichkeit beiträgt, die wohl mit Recht als Exponent einer großen Zeit aufgefaßt werden kann, gehört der Gesamtheit. Und sodann: die Bildungswerte, welche in dem Reifwerden und Sichausleben einer solchen genialen Denk- und Willensenergie, in ihrem tragischen und doch sieghaften Kampf beschlossen liegen, dürfen einer Nation nicht vorenthalten werden, die kaum durch Politik und Wirtschaft allein, sondern vielmehr durch beherrschte Innerlichkeit den Aufstieg gewinnen kann. Nahestehende haben sich des Öfteren gefragt, ob die Enthüllung dieses oder jenes persönlichen Geheimnisses nötig war zur Erfassung des Werdens und Wachsens dieser geistigen Gestalt; aber sie mußten schließlich still werden vor dem geschlossenen Ganzen dieses Kunstwerkes, das im Sinne der aus der Tiefe nachschaffenden Darstellerin mit innerer Notwendigkeit alles Einzelne zur Einheit eines schicksalvollen Dramas verbindet.

Die Leser der Christlichen Welt, die 1906 einen sehr charakteristischen Beitrag Max Webers über „die protestantischen Sekten und der Geist des Protestantismus“ veröffentlichen durfte, sind der Verfasserin deshalb noch besonders verpflichtet, weil der innerste Aufzug des vielartigen Gewebes die fortgehende Auseinandersetzung des kompliziertesten modernen Kulturmenschen mit der freien Religiosität der Großmutter und Tante, vor allem aber der Mutter ist, die alle drei durch ihre intensive, ins soziale Leben und Wirken übertragene Frömmigkeit mit ihren hochgebildeten, keineswegs bloß weltförmigen, aber schwachreligiösen Gatten mehr und mehr in tragischen Konflikt kommen. Und dabei gelingt es der Künstlerin, nie in abstrakte oder psychologische Deduktionen zu verfallen, sondern die persönliche Problematik aus dem Zusammenweben wundervoller Briefzeugnisse ihres Helden (und ihrer selbst) erwachsen zu lassen, der gerade in seinen Briefen und in denen seiner „Gefährtin“, der restlos in sein Innenleben und Kämpfen eingegangenen Gattin, mit einer Plastik und Schlichtheit sich gibt, die seinen gelehrten Werken leider um ihrer Formlosigkeit und verschlungenen Perioden willen abgehen.

1

Es bietet gewiß nicht bloß uns Nächstverwandten einen seltenen Genuß, Erbauung und Erschütterung, die Lebensbilder der so eigenartigen Männer und Frauen zu verfolgen, die auf Max Webers innerste Entwicklung einwirkten. Zwar läßt sein Wesen sich nicht einfach ableiten aus dem Produkt dieser starken Faktoren; denn die Genialität liegt in der urwüchsigen Vereinigung der gleich zwingenden Faktoren, die auf die Männer und Frauen der Familie verteilt sind. Aber das Bild des Lützower Jägers, des willensstarren und charaktervollen Großvaters Fallenstein und seiner zarten, feingliedrigen, restlos gütigen Frau, der Erbin eines hugenottischen Geschlechts, das Bild des Straßburger Onkels, dessen ebenso historische wie politische Denkrichtung dem Schüler die verwandten Geistesanlagen erweckte und disziplinierte, und seiner ganz dem religiösen und sittlich-caritativen Leben zugewandten Frau, vor allem aber das Bild der von Marianne mit Andacht und Ehrfurcht dargestellten Mutter, die mit dem Heranwachsen der Söhne in die innerlichste Mutterschaft immer mehr hineinwuchs, diese teils unbewußt, teils bewußt aufgefaßten Bilder prägten die reiche Anlage Max Webers von früh auf. Vor allem aber — und daß sie das so meisterhaft herausgearbeitet hat, erhebt diese Biographie zum Rang eines Kunstwerks — die Tragik dieser um die letzten Beziehungen zur wissenschaftlichen, politischen und religiösen Wirklichkeit miteinander ringenden Ehen zieht als Unterstrom durch das nach allen genannten Seiten ausgreifende Seelenleben und sichert es gegen die Einseitigkeiten und billigen Kompromisse des regelrechten deutschen Gelehrten. Die Art aber, wie die Gefährtin aus

---

[4]) *Blumhardt*, Vom Reiche Gottes. Furche-Verlag. S. 21.
[5]) Neuwerk, Februar 1926. S. 428 ff.
[6]) Vgl. *Julie Schlosser*, Vom inneren Licht. Furche-Verlag 1926. Das letzte Kapitel, S. 95 ff. bringt eine sehr feinsinnige Würdigung Christoph Blumhardts im Anschluß an die Botschaft der Quäker.

den Erzählungen und Briefen ihres Geliebten diese schmerzvollen Konflikte zumal zwischen Vater und Mutter, Vater und Sohn, ohne alle Bitterkeit oder Parteilichkeit, als zwangsläufige Folge der großen Spannungen vor uns aufleben läßt, nimmt deren Enthüllung alles Verletzende.

Es will uns scheinen, daß eben diese Partien der Lebensgeschichte von großem erziehlichem Wert für alle Erzieher unserer heutigen, in diese Zwiespälte hineingeborenen Jugend sein müssen. Wie die leidenschaftlich protestantische stets um religiöse Wahrhaftigkeit und die Wirklichkeit frommer Nächstenliebe kämpfende Mutter in den Kinder-, Knaben- und Jünglingsjahren ihrer starkgeistigen „Löwenjungen" nie zu dem heiß begehrten positiven Einfluß gelangen kann, dann aber den selbständig, reif gewordenen Söhnen der Inbegriff der ehrfürchtig und beglückt bejahten Ideale wird, ist für uns Alle, die wir unter der unendlich schweren Aufgabe der religiösen Erziehung frei gerichteter Protestanten seufzen, ein herzstärkendes Nacherleben. Und was der Mutter am Ende den vollen Sieg gibt, ist die Treue in der Selbstbehauptung der religiösen Position im Kampf mit der zur Selbsthingabe drängenden Liebe; dann kann zuerst Gerechtigkeit, dann warme Liebe das Bild des Geliebten ihrer Jugend wieder herstellen.

Wesentlich für den Eindruck der frommen Gestalten auf das innerste Triebleben des Helden ist aber noch das, was sie — ich möchte sagen: in bester calvinischer Tradition — zu christlichem Sozialismus, zur Verwirklichung im geselligen und caritativen Leben drängt, zu Mitarbeiterinnen Friedrich Naumanns vorausbestimmt. Immer mehr wächst dieser christliche Sozialismus aus der bloßen Karität gegen die Enterbten, gegen die Opfer der Kultur — das Dorf im Odenwald, die Hausarmen in Straßburg, die Sorgenkinder der „Frau Stadtrat", der in den Gemeinderat hereingezogenen Hauspflegerin hinein in die für die Menschenrechte und Menschenwürde des fünften Standes, für die Gleichheitsrechte der Frauen sich leidenschaftlich einsetzende soziale Gerechtigkeit. Die Freunde des Evangelisch-Sozialen Kongresses werden hier die treibenden Kräfte seiner längst nicht erfüllten großen Aufgabe in ursprünglicher, zwingender Stärke wiederfinden. Max Weber gehörte nicht zufällig zu den jüngsten, für die Fassung des Programms mitverantwortlichen Vätern des Kongresses.

Aber das Bild der in ihm weiter schaffenden Erbtümer wäre einseitig, wenn nicht der Einschlag der väterlichen Familie und der Firma der Örlinghäuser Leinenweberei, in der „der Geist des Kapitalismus", seine protestantische Charakterart, die Werte schaffende, im großen Zuge unternehmende Energie verkörpert ist, beachtet würde. Die Einseitigkeit der voreingenommenen Sympathie mit den im arbeitsteiligen Leben benachteiligten, wie sie den Frauen der Souchayschen Herkunft nahe lag, fand ein gesundes Gegengewicht an dem Erlebnis der Tüchtigkeit und Wichtigkeit eines kapitalkräftigen, schaffensfreudigen, der steigenden nationalen wie der Familienwohlhabenheit dienenden Unternehmertums, dessen Gedeihen zugleich einer reichen und warmen Kultur stiller Werte die Voraussetzungen schuf. Der durch die Herkunft der Gefährtin aus diesem selben Stamm verstärkte Einfluß dieses frühen Anschauungsunterrichts von dem Segen des verfehmten Kapitalismus darf nicht unterschätzt werden.

2

Aber erwuchs nun aus den genannten Erbgütern und Antrieben eine wesentlich religiöse, religiös-soziale Persönlichkeit? Wohl die vollste Antwort auf diese Frage gibt Weber selbst in einem Brief (S. 339): „Ich bin zwar religiös absolut unmusikalisch und habe weder Bedürfnis noch Fähigkeit, irgendwelche seelischen Bauwerke religiösen Charakters in mir zu errichten. Aber ich bin nach genauer Selbstprüfung weder antireligiös noch irreligiös." Und die ihm gerade in religiösem Agnostizismus nächstverwandte Gefährtin interpretiert dies Selbstbekenntnis wohl richtig: „Für Weber blieb es dabei, daß die nüchterne empirische Betrachtung jener Sachverhalte zur Anerkennung der ‚Vielgötterei' als der einzigen ihr gemäßen Metaphysik führt: es ist wie in der alten noch nicht von ihren Göttern und Dämonen entzauberten Welt, nur in anderem Sinn. Wie der Hellene einmal der Aphrodite opferte und dann dem Apollon und vor allem jeder den Göttern seiner Stadt, so ist es entzaubert und entkleidet der mythischen, aber innerlich wahren Plastik jenes Verhaltens noch heute. Und über diesen Göttern und ihrem Kampf waltet das Schicksal, aber ganz gewiß keine Wissenschaft."

Mit dem Vetter, dem Sohn der seelisch nächstverwandten Tante, verband mich in der Jugend und reiferen Manneszeit auch das tiefe religiöse und religiös betonte soziale Interesse, das bei uns beiden aus der Anschauung edelster protestantischer Religiosität erwachsen war. Aber immer mehr wurde mir bewußt, daß die unendliche Vielseitigkeit seiner Interessen und Bedürfnisse, die Universalität seiner Bildung, die Eigengesetzlichkeit seiner wissenschaftlich-philosophischen, seiner ästhetischen wie machtpolitischen, nach Goethes Wort „weitstrahlsinnigen" Lebenstriebe, denen er Gehorsam schuldig war, dem Primat der religiösen Beziehung, der schlechthinnigen Abhängigkeit von einem auch den kategorischen Imperativen der Pflicht und seelischen Reinheit noch übergeordneten „ganz Anderen" den Weg verlegte. Es fehlte Max Weber das Postulat des „Einen, was Not tut" bei aller tiefen Hochachtung und zarten Nachempfindung religiöser Werte; denn jenes Postulat führt zu einer unleugbaren Exklusivität, die diesem Universalgenie unerreichbar, ja verboten war. Es fehlte ihm aber durchaus nicht die Einfühlungsfähigkeit gegenüber solchen, die jenes Postulat empfinden und befolgen. Ihm selbst tritt die höchste, die Erlösungsreligiosität, wie Marianne überzeugend dartut, in grundsätzlichste und bewußteste Spannung zu dem Reich denkenden Erkennens. Es dürfte gründlich nachzudenken sein über die folgenden Sätze:

Die fortschreitende empirische Erkenntnis widerspricht dem entscheidenden religiösen Anspruch, daß die Welt von Gott geschaffen und deshalb ein ethisch sinnvoll geordneter Kosmos sei. Sie hat die Entgottung der Welt durch ihre Verwandlung in einen kausalen Mechanismus endgültig vollzogen. — So stehen die letzten Formungen des Weltbildes, durch die Religion einerseits und die empirische Wissenschaft anderseits, auf Gegenpolen. Die Religion beansprucht nicht ein letztes intellektuelles Wissen über das Seiende oder normativ Geltende, sondern eine letzte Stellungnahme zur Welt kraft Erfassen ihres Sinnes, was sich nicht durch den Verstand vollzieht, sondern durch Erleuchtung. Dagegen wird die Wissenschaft in allen Unternehmungen der Philosophie (und der Theologie), jenen letzten Sinn und die ihn erfassende Stellungnahme demonstrabel zu machen, nichts als das Bestreben des Intellekts, seiner Eigengesetzlichkeit zu entrinnen. — Und schließlich tritt die Erlösungsreligiosität nicht nur zu den einzelnen Wertsphären innerweltlicher Kultur in Spannung, sondern sie lehnt die Welt als Ganzes ab. Sie lehnt die Welt ab, die den sittlichen Anspruch auf gerechten Ausgleich unerfüllt läßt und in der die Menschen nicht nur zu ungerechtem Leiden und sinnlosem Sterben verurteilt, sondern offenbar auch zum Sündigen geschaffen sind. Die ethische Entwertung der Welt steigert sich aufs äußerste durch die Einsicht, daß alle höchsten Kulturgüter spezifisch schuldbeladen sind, da sie sämtlich mit der Brüderlichkeitsforderung unvereinbare Daseinsformen voraussetzen. Schwere religiöse Schuld erscheint als unlöslicher Bestandteil aller Kultur, alles Handelns in einer Kulturwelt, alles geformten Handelns überhaupt.

So rückt allerdings Weber „unbarmherzig ins Helle, was die meisten modernen Christen nicht sehen wollen." Die Sinnzusammenhänge konsequent zu Ende denkend, deckt er ihren Konflikt mit den realen Lebensordnungen auf und lebt „mitten in der zunehmenden Kollision der Wertsphären, die ein einheitliches Weltbild ausschließt". Er verwehrt zwar Niemandem einen Standpunkt, von dem aus jene Konflikte als aufgehoben gelten können,

sich selber aber kann er solche „seelischen Bauwerke religiösen Charakters“ nicht gestatten. Sein Relativismus, den er aber als dem Wesen religiöser Gewißheit konträr erkennt, findet seine Schranke an der sittlichen Würde, wie denn „Würdelosigkeit“, Verleugnung der überpersönlichen Sachlichkeit und des gerechten Edelsinns, seine leidenschaftlichen Proteste hervorruft. Aber eine Überwältigung durch Verkörperung religiöser Sinndeutung, aus der schlechthinnige Gebundenheit an diese höhere Welt folgen würde, finden wir nirgends in seinem Leben.

Es kann hier nur angedeutet werden, daß auch in seinem unsagbar schweren, zeitweilig erschütternd, nein, quälend tragischen Leben die Religion als Gewißheit göttlicher Allwirksamkeit und kreatürlicher Unterordnung nicht die entscheidende, lösende oder tröstende Rolle spielt. Es ist heilsam für alle Leser, die Furchtbarkeit der lange währenden, bis zuletzt hinschleichenden Krisis einer heroischen Lebenskraft zu durchleben, die Folge dessen, daß der auf Universalität veranlagte Geist im vollen Reifen die Kerze an beiden Enden anzündete und die Eigengesetzlichkeit der leiblichen Bedingungen und die Grenzen der Reizmittel verkannte. Wie da die Gefährtin aller schulmeisternden, erziehenden Beeinflussung entsagend, dem Gesetz seines dämonischen und titanischen Wesens einfach folgt und mittragend wohltut, wie der Gefolterte aber, so viel an ihm liegt, alles aufbietet, um seinen Rauch selbst zu verzehren, ist von ergreifender Seelengröße. Die Zartheit, ja Weichheit, die gerade in dieser Wüste zerstörter Schöpferkraft seiner Gattin und Mutter begegnet, wird nur noch überboten durch die mit Selbstanklage gepaarte selbstlose Zartsinnigkeit im Verkehr mit der Erstgeliebten. Die Briefe an diese sind neben denen an die Mutter, die Gattin, die Schwestern wohl den edelsten Perlen deutscher Briefliteratur beizuzählen. Daß einem weiteren Kreise der Tiefe und Reinheit des persönlichen Lebens suchenden Zeitgenossen diese Einblicke in ein ebenso zartes wie starkes Gemütsleben und seine Kämpfe mit der Tücke des Objekts zugänglich gemacht sind, lernen auch zunächst dadurch Befremdete immer mehr als ein Verdienst achten.

Wie weit in der unbewußten Tiefe die Nachwirkungen echter, die seelische Empfindlichkeit, die Fühlfäden für Anderer tiefstes Empfinden steigernder Religiosität auf diese Persönlichkeit gewirkt haben? Sie scheint doch mehr, als durch das Titanische ihrer Ansprüche an eigene Bewältigung der schicksalhaften Lebenstriebe, durch die lyrische, apollinische Feinheit ihrer Reaktion auf Anderer Seelenleiden, mehr als durch die Wanderungen auf den höchsten Gedankenhöhen mit den anspruchsvollsten Geistern seiner Zeit durch die Hingabe an Kleine im Geist und die Prozesse für verirrte Seelen charakterisiert. Aber in den schwersten Zeiten seines Lebens, das müssen wir offen gestehen, begegnen uns überraschend wenig Spuren von der richtenden und aufrichtenden, selbst grausamen Geschicken geahnten Sinn unterlegenden, tröstenden Kraft der Religion.

Auch dies Erlebnis an einem religiös so vielseitig beeinflußten und interessierten Zeitgenossen soll uns zu denken geben. Deuten wir uns den mangelnden religiösen Konstruktionsmut und die mangelnde religiöse Beseligungskraft dieses Erben stärkster religiöser Ingredienzien nicht weg! Rückhaltlose Entzauberung der spannungsreichen Gegenwart ist das herbe Grundgesetz dieses Lebens.

3

Aber es widerspräche der strengen Sachlichkeit unseres Helden, wenn wir uns nicht schließlich noch nach den Früchten seines Lebensbaums umsähen. Daß Max Weber wesentlich als wissenschaftlicher Denker und Lehrer wirken würde, war keineswegs von vornherein klar. Er schwankte lange zwischen der akademischen und der praktisch-politischen Laufbahn, und als die ihn erschütternde Schmach und Not des zusammengebrochenen Reichs nach starken Führern geradezu schrie, begegnete seiner Frau und Anderer Anruf an seine staatsmännische Einsicht und Führerkraft bei ihm keineswegs einer grundsätzlichen Ablehnung. Ein ungemeines Pathos für ein machtvolles, Wirtschaft wie Kultur förderndes aber auch frei sich entwickeln lassendes Staatswesen, von dem auch die sozialen Gerechtigkeitsforderungen erst realisiert werden könnten, das reife Erbe der nationalliberalen Glanzzeit, die ihm am Tische des Vaters früh entgegentrat, erhielt sich, ja verdoppelte sich in dem durch den verlorenen Weltkrieg und die Revolution tief erschütterten Mann. Das Weberbuch hat darum auch den Wert eines Querschnittes durch die von Zeit und Schicksal geleiteten politischen Instinkte der führenden Geister. In seiner Antrittsvorlesung ringt dieser Instinkt mit dem sozial-ethischen Reformdrang siegreich um die Palme. Dem Nationalsozialismus seiner Freunde Göhre und Naumann stand er darum lange skeptisch gegenüber, und seinem Einfluß verdankte der Bahnbrecher des den Unterdrückten zugewandten Sozialismus die nationale und machtpolitische Ernüchterung. Daß Weber, der die Probleme der neuen Staatsform und der Wertfolge von Außen- und Innenpolitik, von Macht und sozialer Gerechtigkeit längst zu Ende gedacht, auch in der Frankfurter Zeitung für die deutsche Reichsverfassung zum Teil maßgebend gelöst hatte, der in Versailles unter der Entmündigung der Nation namenlos gelitten und die Denkschrift gegen die Schuldlüge entscheidend beeinflußt hatte, daß der so vorbereitete Mann den ihm zuerst zugedachten ersten Platz auf der Frankfurter Wahlliste zum Verfassunggebenden Reichstag wieder entzogen bekam und von der Nation nicht zur Führerschaft in den verworrenen Anfangszeiten des neuen Reiches berufen ward, darüber mußte er sich hinwegtrösten mit der Selbsterinnerung an seine gebrochene Handlungskraft.

Aber erst jetzt erfahren Viele, mit welchem genialen Eindringen Weber auf ästhetischem, speziell musikalischem Gebiet begabt war, wie er in kühnem Wurfe eine Soziologie der Musik entwarf, wie er den Kern der im Stefan Georgeschen Kreise ventilierten Problematik des Kunsttriebs als das Leben formender Ausdruckskultur erfaßte, ihn doch in seinem Übermaß vom ethischen Standpunkt aus kritisierend. Wenn wir also doch wohl sagen müssen, daß das Zentrum seines Berufs in der Begründung einer neuen Disziplin der Soziologie der Geisteskultur lag, so schließt diese Begrenzung die ganze Universalität seines Genies ein. Marianne hat in dem meines Erachtens besonders wertvollen Kapitel: „Die neue Phase der Produktion“ „den Versuch unternommen, wissenschaftlichen Laien einiges aus Webers Gedankenwelt darzubieten, was vielleicht eine Vorstellung seines Geistes gibt und vor allem die Kenntnis seiner Persönlichkeit erweitert“. Es ist kaum möglich, aus diesem für die meisten Leser des Lebensbildes doch noch zu schwierigen Extrakt wieder einen Extrakt zu bieten. Das Wichtigste dürfte sein, daß der Unterschied der geistes- von der naturwissenschaftlichen Methode, der Unterschied der Soziologie, die auf alle Wertung der dem Verstehen zugänglich gemachten Prozesse verzichtet, Idealtypen der sozialen Gestaltung schafft, von aller dogmatischen Systembildung juristischer, sozialpolitischer, theologischer Art, daß dieser auf einer ungeheuren logischen Selbstzucht und Entäußerung beruhende Unterschied klar erfaßt und mit staunender Bewunderung betrachtet werde. Es liegt darin, gerade auch in der Entzauberung der Religionssoziologie von aller nach Werten ordnenden Systematik, mit der charakteristischer Weise die ganze soziologische Lebensarbeit einsetzte, das ganze Ethos dieses Gelehrten, dem im handelnden Leben die Wertung der Wirklichkeit mit stärksten Prädikaten Naturdrang war. Die Reinlichkeit und Sachlichkeit lediglich verstehender, nicht würdigender Wissenschaftlichkeit wird gerade auf die Gebiete zuerst angewandt, in denen die Werturteile und Sinndeutungen zu Hause

sind. Mit der konsequenten Auseinanderhaltung der beiden geistigen Funktionen, der theoretischen Wertbeziehung und des praktischen Werturteils, des Erkennens und Wollens überhaupt, hat der auf beiden Gebieten gleich stark veranlagte Denker ein Forscherideal aufgestellt, dessen voller Verwirklichung die Einheit der Persönlichkeit widerstrebt, da „sich auch im Akt des Erkennens der kontemplative Mensch schwer vom handelnden trennt". Wenn man die alle großen Religionen mit gleicher Hingabe und Einfühlung umspannende Religionssoziologie überschaut, vollendet sich das Gesamtbild eines heroischen, universal die Welt der Erscheinungen dem innersten Gesetz unterwerfenden Geistes.

Verbindet sich nun mit dem Bilde des Helden, dem „der Gang der Menschheitsschicksale erschütternd an die Brust brandet", und des Denkers, dem die unendliche Fülle der Erscheinungen zu übersehbaren Idealtypen sich ordnet, das Bild des das Schöne in allen Welt- und Kultursphären dankbar genießenden Schauenden, so ist der unglaubliche Reichtum dieses ebenso viel nehmenden wie gebenden Lebens umschrieben. Es wird aber aufgefangen von dem reinen Spiegel einer völlig geeinten Seele, der nicht selten Stimmungsbilder gelingen wie das, mit dem ich schließen möchte (S. 481):

„Die Ruine grüßt geisterhaft aus dem Schleier der Nacht. Erdenschwere ist aufgelöst. Das Weltgeheimnis flüstert in den Seelen, die um die Ewigkeit alles Großen und Schönen bangen, sich nach eigener Ewigkeit sehnen. Aber man kann es nicht fassen. . . . Ach, warum ihr Götter ist unendlich Alles, Alles, endlich unser Glück nur!"

Kiel Otto Baumgarten

Mein Weg zum Frieden

Ein Bericht im Freundeskreise *)

1

Die heilige Stadt Theben hat nach einer alten orientalischen Sage seit Ewigkeit bestanden. Ihre Insassen waren den Göttern verwandt oder standen ihnen doch ganz nahe. Der Eintritt in die Stadt war mit großen Schwierigkeiten, ja mit Lebensgefahr verbunden.

Vor dem großen Tore der Stadt, dem einzigen Zugange, lagerte nämlich eine greuliche und gewaltige Sphinx, welche dem Wanderer, der der Stadt zueilte, eine Frage vorlegte. Konnte er die Frage nicht beantworten, so war sein Leben verfallen, er wurde von der Sphinx sofort zerrissen.

Beantwortete er die Frage richtig, so hatte er freien Eintritt in die Stadt und wurde von den Bürgern hochgeehrt und zu ihrem Könige ausgerufen. Die Sphinx aber hatte in diesem Falle ihr Schicksal erreicht, sie stürzte sich von einem hohen Felsen zu Tode.

Welches war nun diese schicksalsschwere Frage?

Sie mutet uns heute an wie ein einfältiges Vexierrätsel, barg aber für die alten, den dunkeln Weg zur Gottheit mühselig suchenden Griechen eine göttliche Offenbarung in sich. Sie lautete: Welches ist das Wesen, das am Morgen auf vier Beinen, am Mittag auf zwei und am Abend auf drei Beinen geht?

Ödipus war nach der Sage der Einzige, der die Frage, nachdem ihr unzählige Menschen zum Opfer gefallen waren, richtig beantwortete und damit der Sphinx das Ende bereitete, die Tore der Stadt öffnete und selbst zum Könige in Theben wurde.

Er beantwortete die Frage so: Das ist der Mensch. In seiner Jugend, im Kriechalter, wie wir heute sagen, geht der Mensch auf vier Beinen. Auf der Höhe des Lebens, am Mittag, geht er hochaufgerichtet und leicht auf zwei Beinen, und im Greisenalter, am Abend seines Lebens, wenn die Beine ihn nicht mehr recht tragen wollen, dann geht er beschwerlich am stützenden Stocke auf drei Beinen.

Es mochte in der Obersekunda oder Unterprima gewesen sein, als ich mit dem Inhalte dieser Sage bekannt wurde und sogleich ahnend begriff, daß es nicht ein einfaches Vexierspiel, sondern ein Menschheitsproblem sein müsse, was den Kern der Sage von der heiligen Stadt Theben und ihrer Sphinx bildete. So glaubte ich denn gern unserm griechischen Lehrer: Ödipus habe deswegen in die heilige Stadt Theben einziehen dürfen, weil er versucht habe, das „Rätsel Mensch" zu lösen. Und das sei auch der für alle Zeiten gültige tiefere Sinn der Sage, daß zu den höheren Höhen der Menschheit, der Erkenntnis, in die heilige Stadt nur gelange, wer sich ernstlich und ehrlich am „Rätsel Mensch" abquäle. Das „Rätsel Mensch" aber umfasse die Fragen: Woher kommst du? Was ist deine Lebensaufgabe? und Wohin gehst du?

Leider hat unser griechischer Lehrer diese drei Fragen nicht beantwortet und uns mit dieser Unterlassung nun erst recht vor die Tore der heiligen Stadt und ihre Sphinx gestellt.

Es war das erste Mal, daß ich über ernstere Lebensfragen nachdachte. Am Menschen war mir bis dahin eigentlich nichts rätselhaft gewesen. Er wird von seinem Vater gezeugt, von seiner Mutter geboren; wie oft hatten wir das schon bei Homer und sonstwo gelesen und gehört! Auch war es ja ganz klar, daß er einmal sterben müsse. Darum aber brauchte sich der Primaner noch nicht zu bekümmern, weil es noch in unendlich weiter Ferne lag. Die Lebensaufgabe war doch auch nicht schwierig zu erfassen: Mit möglichstem Geschick durch die vielen Scyllen und Charybden der Stile, Aufsätze und mathematischen Probleme hindurch zu kommen, dabei aber das Leben leicht zu nehmen, so wie es dem Primaner der weiseste aller Weisen in lieblichen Worten vorsingt: Quid sit fatum cras fuge quaerere et, quem fors dierum cunque dabit lucro, adpone, nec dulces amores sperne puer neque tu choreas. Was wir mit poetischer Primanerlizenz übersetzten:

O laß das Sorgen um das Morgen,
Ein jeder Tag sei dir Gewinn.
Fehlt's Geld dir, scheue nicht das Borgen,
Gar schnell sind Lieb und Tanz dahin.

So sehr ich mich bis dahin bemüht hatte, das Leben in horazischem Sinne aufzufassen und praktisch durchzuleben, so gern ich die langen Zöpfe einer lieblichen blauäugigen Blondine sah, so vertraut mir Bacchus und Cambrinus geworden waren, so wollte mir die heilige Stadt Theben und die Sphinx, so wollte mir das „Rätsel Mensch" doch nicht mehr aus dem Sinne schwinden.

Ganz von selbst kam mir ein Verständnis dafür, daß hinter dem Menschen, überhaupt hinter dem, was wir mit Augen, Ohren, Geschmack, Geruch und Gefühl wahrnehmen, noch etwas Anderes, nicht so einfach Wahrnehmbares möglicher Weise stehen könne. Das Rätsel Mensch fing ganz allmählich an, mich einigermaßen zu interessieren. Kommt er aus einer andern Welt? Geht er dahin zurück? Hat er Aufgaben, die über dies Leben hinausgreifen?

Was lag näher, als daß ich zunächst bei der Religion, wie sie im Hause meiner strenggläubigen Eltern sich mir gezeigt und wie ich sie in den vielen, vielen Religionsstunden meines bisherigen Lebens erfahren hatte, Rat holte, um das Rätsel Mensch zu lösen, ein wirklicher Ödipus zu werden.

2

Was zuerst die Religion meiner Eltern anbelangt, so konnte sie dem Primaner, dem das „Rätsel Mensch" aufgegangen war, zunächst so gut wie Nichts sagen. Probleme, Rätsel gab es nicht. Morgen- und Abendandachten, Tischgebet, Sonntagsgottesdienst, Abendmahl, das alles

*) Herr Dr. med. Hermann Paull, Stadtmedizinalrat in Karlsruhe, stellt uns freundlichst diesen zunächst ganz für einen vertrauten Kreis bestimmten Lebensbericht zur Verfügung. D H

waren Selbstverständlichkeiten. Dem Primaner erschienen sie ohne tieferen Wert, da sie nach seiner Ansicht lediglich aus einer einfacheren Zeit überkommen und pietätvoll übernommen waren. Daß dahinter eine tiefe Frömmigkeit, eine innige Gottverbundenheit meiner Eltern stand, habe ich leider erst viel später wahrgenommen.

Über manche Ansichten des Vaters war ich geradezu aufgebracht. Wenn irgendwo eine Scheußlichkeit begangen oder ein Verbrechen verübt worden war, so meinte mein Vater, das sei der natürliche Weg dessen, der den Glauben an die Gottheit Christi verloren oder nie besessen habe. Dahin müsse Jeder kommen, der von Christus abfalle.

Meine Muter hielt ich für freier denkend. Ich weiß jetzt noch ganz genau, wie mich in meiner Not hie und da der Gedanke tröstete, daß sie doch nicht aufhören werde mich zu lieben, auch wenn ich ihr einst eröffnen werde, wie ich es später in der Tat ausführte, daß ich an die Gottheit Christi nicht mehr glauben könne.

Das Vorbild in der Lebensführung, das meine Eltern ihren sieben Kindern gaben, stimmte durchaus mit ihrer dogmatischen religiösen Gebundenheit überein. Strenge Pflichterfüllung, Treue im Kleinsten wie im Größten, unermüdlicher Fleiß, Bescheidenheit und Einfachheit in der Lebensführung, Wohltätigkeit gegen die Armen, Gerechtigkeit gegen das Gesinde waren Selbstverständlichkeiten, von denen man keinen Finger breit abwich. Über Allem lag ein sonniger Humor und eine heitere Freude beider Eltern.

So stolz der Primaner auf seine Eltern war, so litt er doch unter der Starrheit, mit welcher der Vater jedes auch nur scheinbar vom Dogma des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses abweichende Gespräch abwies.

So gab mir die Religion meiner Eltern keine Antwort auf die Fragen: *Woher kommt der Mensch, welches ist seine Lebensaufgabe, und wohin geht er?*

3

Noch weniger gab mir das Christentum Auskunft, das zu mir durch den Religionsunterricht und den Gottesdienst der lutherischen Kirche in Hannover sprach.

Ich kenne jetzt noch genau die Hauptpunkte, an denen ich Anstoß nahm.

Die Einheit Gottes in drei zeitlich und wesentlich von einander verschiedenen Personen und die jungfräuliche Empfängnis und Geburt gingen so sehr gegen meine Art zu denken, daß ich mich, wenn auch unter schweren inneren Nöten, an den von unserm Religionslehrer uns imputierten Gedanken zu gewöhnen anfing, der ewigen Höllenpein verfallen zu sein, da ich nun einmal an einen so widersinnigen Gott nicht glauben konnte und auch nicht glauben wollte. Doch der jugendliche Frager war schnell getröstet. Hatte er doch bald gemerkt, daß noch andere sehr ehrenwerte Menschen derselben Höllenpein verfallen sein müßten. Durch Schulkameraden — die bei anderen Geistlichen konfirmiert waren — hatte ich vom Protestantenverein gehört und seiner ganz anderen Auffassung von Christus. Ja selbst Pastoren im Ornat, Amt und Würden gab es in unserer Stadt, die wegen ihres falschen Glaubens von Christus nach der Lehre meines Religionslehrers in der Prima der Verdammnis eines Tages anheimfallen würden. Ich fühlte mich wenigstens in guter Gesellschaft.

So wich denn dieser schwere Druck bald wieder von der Seele des Primaners, der sich nun um so lieber jener horazischen Weisheit wieder verschrieb.

Auch die Erlösungslehre unseres Religionslehrers bereitete mir schwere Stunden. So sehr mich das Leiden Christi und sein freiwilliger Tod für seine Überzeugung innerlich ergriffen, so wollte es mir nicht in den Kopf, daß dadurch meine Sünden beinahe 2000 Jahre nach seinem Tode gesühnt seien, wenn ich nur glaube, daß er Gottes Sohn sei. Ebenso unerklärlich war es mir, daß dadurch die Sünden aller Menschen *vor* Christus, die nichts von ihm gewußt haben, getilgt sein sollten.

Sicherlich hatte ich damals aber schon so eine gewisse Dämmerung oder ahnende Vorstellung von einer Sehnsucht nach Erlösung. Denn ich weiß bestimmt, daß mich öfter wiederkehrende Sünden sehr geschmerzt haben und daß ich oft darum inbrünstig gebetet habe, von ihnen erlöst zu werden.

Eine andere Lehre unseres Religionslehrers hat mir noch schwerere Pein verursacht: *die Lehre von der Erbsünde*. Die Erbsünde sei der Geschlechtstrieb, durch den sich die ganze Verworfenheit des Menschengeschlechtes zeige. Der Geschlechtstrieb sei die Erbsünde an und für sich*)! Ich sagte mir darauf, wie ich sind alle Menschen durch die Erbsünde ihrer Eltern ins Leben getreten. Die Existenz des Menschengeschlechtes ist also durch die Erbsünde bedingt! Ich konnte zu dem Urheber solcher Widersprüche, zu dem Gotte meines Religionslehrers kein rechtes Vertrauen fassen. Außerdem fühlte der Primaner die Macht des andrängenden Triebes, die sich oft sogar ohne jeden schlechten Gedanken einstellte, zu stark.

Eine Zeit lang quälte mich der Gedanke, wie ich selbst, so müssen noch mehr meine Eltern verworfene Menschen sein, da sie in ihrem sündigen Triebe neun Kindern das Leben gegeben haben. Meine gute, liebe Mutter tat mir besonders leid. Nach längeren Seelenqualen siegte jedoch auch hier die Vernunft. Ich wurde nämlich einfach meinem Religionslehrer und dadurch seinem Gotte immer fremder, da alle Fasern meines jugendlichen Herzens mich zum Leben zogen, das auch mit dem erbsündigen Geschlechtstrieb mir lebenswert genug erschien. War es mir doch klar geworden, daß die meisten und edelsten Gedanken an die blauäugige Blondine und selbst die aufrichtigsten Gebete für sie immer wieder Zustände und Stimmungen in mir hervorriefen, die mich in den Augen meines Religionslehrers als verworfenen Menschen erscheinen lassen mußten.

Das Rätsel Mensch wurde immer schwieriger.

So wurde mir der Gott der Religionsstunde immer unverständlicher. Und als die Oberprimaner zur Vorübung für das Abiturientenexamen die sechs oder acht Beweise für sein Dasein wörtlich aus dem Lehrbuche auswendig lernen mußten (Religion war im Examen Hauptfach), kam mir das so widersinnig vor, als wenn ich hätte die Logarithmentafeln auswendig lernen sollen.

In der Kirche waren meine Eindrücke nicht viel besser. Ich verglich jedes von der Kanzel kommende Wort mit den Äußerungen meines Religionslehrers. Ich fand stets eine vollständige gegenseitige Ergänzung und Bestätigung. Das war mir bei allen diesen seelischen Unruhen und Kämpfen klar geworden, daß mir die Religion und der Christus meines Religionslehrers das Rätsel Mensch nicht würden lösen können.

Diese Religion war mir zu einfach und abgeschmackt. Man brauchte nach meiner Ansicht nur etwas ganz Widersinniges zu glauben, oder sich vorzureden, daß man es glaube, und man hatte die ewige Seligkeit sicher. Dieses ewige Glaubensollen hat mich, des bin ich ganz sicher, in meinen Primanerjahren schließlich angeekelt. *Denn in mir schrie alles nach Taten, nach Wirklichkeit, nach Geschehnissen.*

Daß der Mensch sich durch gute Taten die ewige Seligkeit erringen könne, wollte mir eher in den Sinn. Aber daß der Nichtsnutz, der Verbrecher und Tagedieb kurz vor dem Tode wie der Schächer am Kreuze nur zu glauben brauche, um in das Paradies einzutreten, das wollte mir nicht in den Sinn.

*) Hier muß doch festgestellt werden, daß diese Lehre weder typisch für evangelischen Religionsunterricht, noch überhaupt lutherisch-orthodox ist. D H

In einem Punkte jedoch befand ich mich in voller Übereinstimmung mit meinem Religionslehrer. Es war ein damals oft behandeltes Kanzelthema. Die Abstammung des Menschen vom Affen herzuleiten, wie es gewisse, nach Ansicht des Religionslehrers von Gott abgefallene und daher ganz sündige und verworfene Menschen taten, schien auch meinem Glauben vom Menschen stark zu widersprechen. Ich stellte mir unter Darwin, der diese Widersinnigkeit behauptet haben sollte, einen ganz verrohten, tierischen Menschen vor. Um so erstaunter war ich, als ich einige Jahre später, da ich längst mit der Darwinschen Selektionslehre vertraut geworden war, das Bildnis dieses durchgeistigten, edlen Denkerkopfes sah.

4

Ich wollte es nun, da mir die Religion so wenig geboten, mit der Philosophie versuchen. Einer meiner Mitschüler war ein großer Philosoph. Er kannte nicht nur die philosophische Literatur gut, sondern hatte sie auch gelesen und, wie unser deutscher Lehrer ihm mehrfach bestätigt hatte, gut verstanden. Ich suchte nun seinen Verkehr, obschon er mir sehr unsympathisch war. Eines Tages lenkte ich das Gespräch auf die heilige Stadt Theben, die Sphinx und das Rätsel Mensch. Er wich mir aus, gab mir aber dafür einige philosophische Bücher, darunter auch Kants Kritik der reinen Vernunft. Die Abneigung, welche ich aus dem Studium dieser Bücher gegen die Philosophie faßte, hat bis heute vorgehalten.

Das Wenigste habe ich überhaupt verstanden. So viel aber wurde mir doch klar, daß die philosophische Betrachtung und Beweisführung lediglich mit Denkmöglichkeiten operiert ohne alle Rücksicht auf die Wirklichkeit und das Geschehen. Was gedacht werden kann, kann philosophisches Argument, kann sogar bewiesen werden. Der Philosoph kam mir wie ein Gedankenjongleur vor, der die wunderbarsten Kunststücke vollbringt. Die philosophischen Systeme, von welchen ich damals einige kennen lernte, können folgerichtig und einwandfrei alle bewiesen werden, und sind in der Tat alle bewiesen worden, auch wenn sie sich hinsichtlich ihres Wahrheitskernes direkt widersprechen.

Aus dieser kurzen und oberflächlichen Beschäftigung mit der Philosophie hatte ich jedenfalls soviel gelernt, daß ich auf diese Art nicht denken und beweisen könne. Ich war darüber zuerst unglücklich, denn es hätte mir geschmeichelt, von meinen Mitschülern mit dem Philosophen unserer Klasse auf eine Stufe gestellt zu werden. Aber bald sah ich ein, daß ich zum Philosophen nicht geboren sei und daß mir die Philosophie die Tore der heiligen Stadt Theben niemals öffnen werde.

Ein heute noch liebwerter Freund und ich, wir hatten uns unsere eigene Primanerlebenskunst herausgebildet, die stark der horazischen Weltauffassung zuneigte und zu dem uns überkommenen Christentum täglich in immer deutlicheren Gegensatz trat. Ja, wir suchten mit scharfem Spotte und Zynismus die schwächsten Punkte, wie Jungfrauengeburt, Dreieinigkeit, Auferstehung, Himmelfahrt lächerlich zu machen. Wir wollten dabei natürlich gute und edle Menschen sein und hielten uns jedenfalls dafür. Das Gute tun um des Guten willen, schien uns die allein wahre Ethik zu sein. In diesem Satze war für uns die ganze Lebensweisheit enthalten, deren die Menschheit bedürfe.

Mit dieser Ethik hielten wir die zahlreichen Übertretungen der Schulgesetze durch Wirtshausbesuch, Eselsbrücken, Betrügen und Hintergehen unserer Lehrer sehr gut für vereinbar, natürlich auch unsere kleinen Liebesabenteuer, die, wie ich ausdrücklich bestätigen will, stets vollständig platonischer Art waren. An Christus, an die Dreieinigkeit, Auferstehung und Himmelfahrt zu glauben, kam mir am Schlusse meiner Primanerzeit etwa so überlebt vor, wie als Jude, mit langem Barte in Ringellocken und wallendem Kaftan herumzulaufen. Und solche närrischen Leute gab es ja in unserer Stadt auch.

Und doch tauchte von Zeit zu Zeit ein gewaltiges Gotteserlebnis immer wieder in mein Oberbewußtsein, ein Erlebnis, welches mehrere Jahre zurücklag. Die Erinnerung daran hat mich bis heute nicht verlassen. Ja, wenn ich es offen und ehrlich sagen soll, ich stehe heute, an der Schwelle des Greisenalters, noch oft unter demselben niederschmetternden und mein ganzes Innere ergreifenden Eindrücken wie damals, als ich zum ersten Male, es mochte in der Tertia gewesen sein, Schillers Ballade Die Kraniche des Ibykus las.

Karlsruhe Hermann Pauli

Vom Evangelisch-Sozialen Kongreß in Saarbrücken und von Kongressen im Allgemeinen

1

Der Evangelisch-Soziale Kongreß hat die Krisis, in der er sich befand, überwunden. Es war nicht nur die Kriegs- und Nachkriegszeit, unter der er litt; es war vor allem das jahrelange Interimistikum, daß er eines Vorsitzenden entbehrte. Mit bewundernswerter Treue und Sicherheit führte zwar Pfarrer Herz als Generalsekretär die Geschäfte; hätte er gewollt, man hätte ihn auch zum Vorsitzenden gemacht. Aber ebenso verständig wie bescheiden wartete er mit uns auf den rechten Mann. Er wurde uns in dem Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simons geschenkt. Zum ersten Male leitete dieser in Saarbrücken den Kongreß. Damit ist der Anschluß an dessen älteste Tradition gefunden, wonach ein Laie, ein Politiker sein verantwortliches Haupt sein soll. Alles wird nun darauf ankommen, daß Dr. Simons dem Werk sein Gepräge aufdrückt. Ist der Kongreß selbstverständlich von Haus aus eine demokratische Einrichtung, so bedeutet das ja bekanntlich nicht, daß wir keines Führers bedürften; im Gegenteil.

Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Befriedigung dieser Gewinn während der ganzen Saarbrücker Tagung den alten Freund und Mitbegründer des Kongresses erfüllte. Gottes Segen der neuen Ära!

Als Begebenheit für sich war diese Tagung auch von schönstem Gelingen gekrönt. Wenn der Tagungs-Ort ganz an der Grenze unsers Reiches gelegen ist, so überwand Mancheiner das Hemmnis der Entfernung aus Liebe zu unserm Land. Man wollte den Saarländern zeigen, daß man sich ihnen verbunden fühlte, und selber bei solcher Gelegenheit zusehen, wie es um sie steht. Ich denke, wir haben doch recht viel gelernt durch Anschauung und Begegnung, was wir noch nicht wußten. Zum ersten Male war man in einem Völkerbundsstaat. Und es wurde einem nicht bange um seine deutsche Zukunft.

Höchst erfreulich die Teilnahme der Bevölkerung. Die Kirche beim Eröffnungsgottesdienst (Präses D. Wolff-Aachen) voll bis auf den letzten Platz; der Saal zum Begrüßungsabend bereits eine Viertelstunde vor der Zeit so besetzt, daß er polizeilich geschlossen werden mußte; eine dadurch nötige Parallelversammlung vereinigte die noch recht ansehnliche Schar der Ausgeschlossenen. Gastfreundschaft reichlich. Dazu die Besichtigungen von Stadt und Umgegend (Spicherer Höhen!), einer Lehrlingswerkstätte, eines Stahlwerks, einer Glashütte — alles von besonderem Interesse. Idyllisch gelegen und mäßigen Umfangs, hat Saarbrücken einen erstaunlichen Verkehr, wie nur unsre allergrößten Städte. Aber es kommt ja auch im Saarland die Menge von 651 Einwohnern auf den Quadratkilometer, während im Düsseldorfer Bezirk 546, in der Rheinprovinz 230, in Preußen sonst durchschnittlich nur 107 *)!

*) Vgl. „Das Saargebiet". Von Pfarrer Alsdorf in Scheidt bei Saarbrücken. Evangelisch-Sozial 1926, Heft 2.

In mir lebte die Erinnerung an die Jahre 1895 bis 97 immer wieder mächtig auf. Das war die Zeit der Kämpfe zwischen dem Herrn v. Stumm-Halberg und Stöcker, Adolf Wagner, Naumann, in denen die evangelische Geistlichkeit und die evangelische Arbeiterschaft des Saarlands tapfer wider den Mächtigen ihren Mann standen. Es war die Zeit des kaiserlichen Telegramms: „Christlich-sozial ist Unsinn." Ich war gespannt, welche Rolle diese Erinnerung auf dem Kongreß spielen würde. Sie hat nicht eben viel für seine Verhandlungen bedeutet, aber man ist ihr auch nicht aus dem Wege gegangen. Das zeigte schon der Aufsatz des Superintendenten D. Rold von Saarbrücken in dem Begrüßungsheft von „Evangelisch-Sozial" *).

Die eigentlichen Verhandlungen fanden auch unter großer Teilnahme statt. Die Mischung von Theologen und Nationalökonomen, evangelischen Kirchenchristen und Wirtschaftern, durch die der Kongreß lebt, war gegeben. Es traten in der Diskussion Arbeitgeber und Arbeiter auf.

Wünsch sprach über „die Möglichkeit, wirtschaftliche Vorgänge von sittlichen Grundsätzen aus zu beeinflussen". Den Einen war das eine Selbstverständlichkeit. Andern war es der Einfall eines Dilettanten in das Gebiet einer andern Zunft. Ich fand es ungemein glücklich, daß der Kongreß seine neue Zeit mit der soliden Behandlung eines so grundlegenden Themas begann. Hier wurde Jeder aufgefordert, am Fundamente mitzubauen. Und wenn der erste Diskussionsredner, Professor v. Wiese aus Köln, dem Theologen gegenüber die Souveränität seiner Wissenschaft wahrte, die in Wirtschaftstheorie, Wirtschaftssoziologie und Wirtschaftsethik sich selbst genüge, so durfte man fragen, wo denn die Wirtschaftsethik der zünftigen Nationalökonomie von heute sei? Und so lange man sie uns von drüben schuldig bleibt, werden wir Theologen versuchen sie aufzubauen. Und die Nationalökonomen werden uns dabei helfen, gerade auch auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß.

Völlig der alten Übung gemäß war der zweite Tag einem praktischen Thema gewidmet. Auf Grund einer vom Kongreß angestellten Umfrage berichtete Professor Zimmermann von Hamburg fein und gründlich über „Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Jugend" und zwar der in Industrie, Handwerk, Handel und Verkehr angestellten. Ihm sekundierte eindrucksvoll Frau Elsbeth Kruckenberg, sich insonderheit des weiblichen Teils annehmend.

Es hat keinen Zweck, auf den Inhalt dieser überaus reichhaltigen Vorträge, wie auch des Wünsch'schen, hier einzugehn, wenn man ihnen nicht ausgiebigen Raum widmen kann. Das Protokoll wird bald genug auf dem Markt sein; es wird Vorträge und Aussprache wiedergeben, und wer das Interesse hat, wird es kaufen und lesen **).

2

Nützlicher ist es vielleicht, über derlei Kongresse im allgemeinen noch ein Wort zu sagen.

Gerade auch in intelligenten, ernsten, führenden Menschen von heut macht sich eine gewisse Abneigung gegen Zusammenkünfte dieser Art geltend. Eine unberechenbare bunte Menschenschar versammelt sich da, kaum vorbereitet für das, was sie hören wird, und die beauftragten Redner sollen vor ihr Gedanken aussprechen, die den höchsten Ansprüchen der Sache und der Zunft entsprechen. Eine Volksversammlung, auf die man als Demagoge (im guten Her- Und ein Konvent von Fachleuten, die sich verstehen und derschen Sinn) einwirken soll, das hat Stil und Wert. beraten, desgleichen. Am angenehmsten die intime, heimliche Zwie- oder Zehnsprache von verwandten Geistern — Genies, Propheten oder Sinnierern für sich. Alles recht. Aber überall bleibt die Pflicht, Verbindungen zu schaffen, Übergänge; Wissenschaft, Erkenntnis, Wahrheit, sittliche Überzeugung, redlicher Wille müssen hinaustreten, werben, „interessieren" (so daß Menschen „dabei sind"), gewinnen. Da sind nun solche Kongresse ein vornehmes, unentbehrliches Mittel, die notwendige Verbindung zu fördern. Die spröden Vertreter eines esoterischen Betriebes haben keine Ahnung von der segensreichen Wirkung, die ein solcher recht auf der Höhe gehaltener Kongreß auf das große Publikum ausübt. Das gibt gar manche Eindrücke fürs Leben; unvergeßliche Erinnerungen nicht nur, nein oft genug Anstöße zu einer bleibenden Entscheidung *). Es kommt gar nicht darauf an, daß jede Rede von Allen begriffen wird. Es fällt für das empfängliche Gemüt, wo der rechte innere Ernst, die vollkommene Sachlichkeit, letztlich auch eine leidenschaftliche Liebe dahinter lebt, viel mehr davon ab, als der blasierte Fachgenosse etwa sich träumen läßt. Horcht man freilich auf die unmittelbaren Urteile hin und her, so könnte man ja oft verzweifeln. Aber warum provoziert man so schnelle Zensuren? Weshalb fühlt man sich selber dazu verpflichtet, solche zu produzieren? Gerade ein Verhandlungsganzes, wie es ein solcher Kongreß darstellt, ist ja im Grunde ein seltsames Mosaik von wertvollem und wertlosem Gestein. Da ist bis in die beste Rede hinein anzunehmen und abzulehnen, und selbst an der törichtsten noch Beachtens-, Duldens- und Liebenswertes.

Kurz, nicht nur zur Veranstaltung, auch zum Genuß und zur Beurteilung eines solchen Kongresses gehört eine gewisse Kunst. Die soll man achten und anstreben, statt voreilig und vorlaut sich darüber hinwegzusetzen.

Es würde aber leichter sein, einer solchen Veranstaltung gerecht zu werden, wenn wir besser Rede-geschult wären. Ich fürchte, wir Deutschen stehn mit unsrer Beredsamkeit weit hinter andern Völkern zurück. Es liegt wirklich nicht an der Akustik des Saals, wenn der Effekt so viel zu wünschen übrig läßt. Und nicht nur an Armut der Stimmittel. Gott hat uns vielleicht eine ganz gute Stimme und einen guten Saal gegeben, aber wir wissen sie nicht recht zu gebrauchen. Es gibt doch auch eine soziale Pflicht des Redners, sich so verständlich als möglich zu machen — physisch, ästhetisch meine ich jetzt.

Aber man hat uns nicht geschult. Und man läßt sich selber gehen. Ich nehme mich gar nicht aus; nur bin ich zu alt, um mich noch zu ändern; junge Leute sollen sich das gesagt sein lassen.

Einige Winke nur für Redner in großen Sälen:

1. Geradeaus sprechen.
2. Ruhig stehn.
3. Langsam sprechen.
4. Nicht zum Konzept sprechen. Es ist gar nichts gegen die schriftliche Vorlage zu sagen. Man darf sogar lesen. Aber man soll nicht zu dem Papier hinunter sprechen, sondern die Worte vom Papier wegnehmen und in den Raum werfen, den Leuten an die Köpfe und in die Herzen.

Unser Publikum ist ja von einer rührenden Geduld. Die Menschen sind im Stande, zwei Stunden zuzuhören, ohne richtig zu hören. Sie sollen sich das nicht gefallen lassen. Sie sollen die Redner erziehen. Der Vorsitzende hat einzugreifen; aber da er dem Redner nahe sitzt und

*) „Erinnerungen an soziale Arbeit und soziale Kämpfe im Saargebiet". Ebenda. — Damals hat auch die Christliche Welt sich viel mit dem Saargebiet beschäftigt. Hauptartikel, zum Teil noch sehr lesenswert, finden sich 1895 Nr. 7, 11, 22. 1896 Nr. 32, 33, 35, 36, 52. 1897 Nr. 29. Lesenswert, weil der Geist des Herrn von Stumm noch immer unter uns umgeht.

**) Wie bisher bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Auch Nichtmitglieder erhalten es gegen Einzahlung von 2.50 M. bis spätestens 30. Juni auf Postscheckkonto Leipzig 13 529 Evangelisch-Sozialer Kongreß portofrei. Von da an höherer Ladenpreis.

*) Ein klassisches Beispiel die Wirkung der Evangelisch-Sozialen Kongresse von 1890 ff. auf Max Webers Mutter.

seine Vernehmbarkeit nicht zu beurteilen vermag, so muß man ihn aufmerksam machen. Ein Wink für ihn ist, wenn Hörer die Hände an die Ohren heben. Er frage nach ein paar Sätzen, wenn er das merkt: „Wird der Redner verstanden?" Wenn nicht, so ist nicht nur möglich, daß der Redner sich anders einstellt, sondern daß auch ein andres Arrangement der Plätze stattfindet. Wir haben viel zu viel Respekt vor der äußeren Ordnung. Auch hier muß das Sachinteresse entscheiden und die Nächstenliebe. Das ist „evangelisch-sozial".

Es versteht sich, daß ich das nicht von wegen Saarbrücken allein sage, sondern aus einer fast fünfzigjährigen Erfahrung heraus. Niemandem zu Leide, dem kommenden Geschlechte zu Nutz.

Marburg Martin Rade

Eigengesetzlichkeit und Wirtschaftsethik

Das Verhältnis der sogenannten Eigengesetzlichkeit *) zur Wirtschaftsethik scheint mir ein zentrales Problem für die evangelisch-soziale Arbeit, ja für die ganze christliche Gesellschaftsethik zu sein. Auf der Stockholmer Weltkonferenz ist man sich der Bedeutung dieses Problems kaum bewußt geworden. Um so mehr gilt es, ihm nunmehr, wo das von der Stockholmer Weltkonferenz im Prinzip beschlossene internationale Institut für christliche Sozialethik ins Leben treten soll, auf den Leib zu rücken.

Freilich ist Voraussetzung für eine förderliche Auseinandersetzung, daß man sich über den Begriff der Eigengesetzlichkeit überhaupt erst einmal klar wird. Heute schwebt über dem Begriff, soweit ich sehe, ein mystisches Dunkel. Wie es oft im Leben geht, bekommt eine derartige Abstraktion eine Art Eigengewicht und schwebt wie ein Schicksal über den Dingen. Es gilt also zunächst das mystische Dunkel zu zerstreuen, das über dem Begriff lagert.

Soweit ich sehe, wird unter Eigengesetzlichkeit im Wirtschaftsleben ein Doppeltes, aber sehr Verschiedenes verstanden. Einmal (1) wird sie in dem Sinn gebraucht, daß im Wirtschaftsleben eine Anzahl unabänderlicher Gesetze oder Gleichmäßigkeiten vorhanden sind, also im Sinne eines tatsächlichen Zustands; zum anderen (2) wird sie so aufgefaßt, daß das Wirtschaftsleben die Normen für seine Regelung und Gestaltung gewissermaßen in sich trägt, daß diese Normen aus den Wesensgesetzen des Wirtschaftslebens und nur aus ihnen abgeleitet werden können und daß notgedrungen Schiffbruch leidet, wer glaubt, unter Mißachtung dieser Gesetze das Wirtschaftsleben meistern zu können, also im Sinne eines regulativen Prinzips.

In jeder dieser beiden Ausdeutungen enthält die Behauptung vom Bestehen einer Eigengesetzlichkeit ein großes Stück Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Noch am meisten in dem zuerst formulierten Sinne. Die Masse der im Wirtschaftsleben stehenden Menschen wird in ihrem wirtschaftlichen Verhalten von den gleichen traditionsmäßigen Motiven, die solche des Eigeninteresses sind, bestimmt, ob Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, ob Industrieller oder Kaufmann; und wer wirtschaften will, kann sich diesem traditionsmäßigen Verhalten gar nicht entziehen, es sei denn auf die Gefahr, alsbald erdrückt zu werden. Die klassische Nationalökonomie hat die verschiedenartigen Wirkungsweisen dieses traditionsmäßigen Verhaltens auf einfache Formeln gebracht: z. B. daß der Preis eines wirtschaftlichen Guts von Angebot und Nachfrage bestimmt wird, oder daß sich der Preis eines Produkts nicht nach dem beliebig erhöhbaren Lohn richte, sondern daß der Lohn auf die Dauer nicht höher sein könne als der Preis, der höchstfalls für das fertige Produkt erzielt wird, nach Abzug aller sonstigen Produktionskosten. Es ist ein Verhängnis für die evangelisch-soziale Bewegung, wie übrigens auch für mancherlei sozialreformerische Bewegungen gewesen, daß sie diese Gesetzmäßigkeiten, die freilich in diesem weiten Umfang nur für die kapitalistische Wirtschaftsordnung gelten, glaubte mißachten zu können. Nun gelten freilich die Gesetzmäßigkeiten der klassischen Nationalökonomie nur unter der Voraussetzung des vollkommen freien Spiels der Kräfte; sie sind modifiziert schon teilweise in der Verbandswirtschaft, wie wir sie in den letzten Jahrzehnten erlebt haben; aber in weitem Maße sind sie noch lebendig. Und eine Wahrheit, wenn auch schon viel geringeren Grads, steckt in der Behauptung vom Bestehen einer Eigengesetzlichkeit in dem Sinne eines regulativen Prinzips. Bei allen Maßnahmen zur Regelung eines Wirtschaftsgebiets müssen aufs sorgfältigste seine technische Eigenart, seine eigenartigen Kräfte, die psychologische Veranlagung der darin tätigen Menschen durchforscht werden, will man bei noch so gutgemeinten Besserungsmaßnahmen nicht Schiffbruch leiden. Ein Beispiel für viele: der verstorbene Frankfurter Oberbürgermeister Adickes wollte durch größtmögliche Weiträumigkeit der Bebauung eine Besserung der Wohnungsverhältnisse herbeiführen. Da das Angebot an Bauland aus verschiedenen Ursachen gering war, stiegen durch die Beschränkung der baulichen Ausnutzung die Boden- und damit die Mietpreise und es trat zudem eine Knappheit an Wohnungen ein. Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Bleibt unter diesen Umständen überhaupt noch Raum für eine ethische Beeinflussung der Wirtschaft? Besteht die Aufgabe der Ethik einfach darin, die Wirtschaftsgesetze abzulesen und ist, wie Dr. v. Wiese meint, das wirtschaftlich Gebotene auch das ethisch Richtige? So einfach liegen die Dinge, man kann sagen glücklicherweise, denn doch nicht.

Zunächst verkennt die Theorie von der Eigengesetzlichkeit als eines regulativen Prinzips, daß überall, wo es sich um Gestalten dreht, es sich um ein Sollen handelt und die letzten Maßstäbe für das Sollen nie aus der betreffenden Materie allein abgeleitet werden können, sondern in der religiös-sittlichen Welt liegen. Aber nicht mehr davon, sondern von etwas Anderem!

Schon Dr. v. Wiese hat darauf hingewiesen, daß die Löhne nur erhöht werden könnten, wenn mehr produziert werde. Das kann unter Umständen durch intensiveres Arbeiten oder längeres Arbeiten geschehen, es kann aber auch geschehen durch technischen und organisatorischen Fortschritt. D. h. es kann bei gleichem Aufwand an Körperkraft durch arbeitssparende Maschinen, durch zweckmäßige Anordnung der Betriebsorganisation sehr viel mehr produziert werden als ehedem. Man kann es direkt aussprechen, daß der ganze soziale Fortschritt der letzten hundert Jahre, die Verbesserung der Lebenslage der breiten Volksmassen nur durch den technischen und organisatorischen Fortschritt erzielt worden ist. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Satz des Aristoteles: Die Sklaverei (worunter auch die Arbeitssklaverei und das soziale Elend verstanden werden dürfen) kann erst abgeschafft werden, wenn die Weberschiffchen von selbst laufen. Aber freilich — und das ist nun der springende Punkt — ist die Besserung der Lebenshaltung der Arbeitermassen infolge des technischen und organisatorischen Fortschritts kein zwingendes Muß. Hier liegt keine Eigengesetzlichkeit vor; sie kann auch unterbleiben. Es hängt von der Macht der Arbeiterorganisationen, der ethischen Haltung der Arbeitgeber, etwa auch vom staatlichen Eingreifen ab, ob und welcher Teil des Mehrertrags der Industrie, von dem ja ein Teil für neue Kapitalbildung benötigt ist, den beteiligten Arbeitern und dem Ganzen der wirtschaftlich schwachen Schichten zu gute kommt.

*) Vgl. des Verfassers Aufsatz CW 1924 Nr. 22/23: Die Eigengesetzlichkeit des Gesellschaftslebens. Ferner de Boor CW 1925 Nr. 44/45: Die „Eigengesetzlichkeit" der Wirtschaft und der ethische Sinn der sozialen Frage. — Obige Gedanken hat Herr Professor Cahn auch bei der Aussprache in Saarbrücken in Kürze vorgetragen. D H

Und wie nun der Lohn durch technischen und organisatorischen Fortschritt steigen kann, so kann seine Kaufkraft auch sinken, wenn durch Kartell- und Monopolbildung und übermäßigen Handelsgewinn die Preise zu Gunsten verhältnismäßig Weniger in die Höhe geschraubt werden.

Steht man überhaupt auf dem Standpunkt, daß bessere Lebenshaltung ethischen Fortschritt erleichtert und ethische Werte in sich birgt — nicht Alle geben das zu —, dann ist der Kampf um Zuführung eines möglichst großen Teils des Mehrertrags der Industrie an die wirtschaftlich schwachen Schichten und die Bekämpfung aller monopolistischen Ausbeutung auch ethisch und, wenn man alles Ethische im Religiösen verankert sieht, christlich-ethisch gerechtfertigt.

Freilich Gewerkschaftsarbeit und Staatsgesetzgebung, die hierbei in Betracht kommen, tun es allein nicht, ganz abgesehen von den Grenzen, die staatlichem Eingreifen gerade wegen der „Eigengesetzlichkeit" vielfach gezogen sind. Der Wert des „Institutionellen" wird in sozialreformerischen, besonders auch christlich-reformerischen Kreisen vielfach überschätzt. Es kommt mindestens ebenso auf die sittliche, namentlich die berufsethische Einstellung der einzelnen Menschen, ihr Verantwortungsbewußtsein, ihre Opferwilligkeit und Hingabe an; ein neuer Geist muß einziehen, wenn Alles anders werden soll. Siehe, ich mache Alles neu. Aber da nun der Einzelne in der Masse der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer wie der Kaufleute, wie schon dargetan, nahezu machtlos ist, so kommt es darauf an, daß dieser neue Geist des Verantwortungsbewußtseins, der Pflichttreue, der Lauterkeit, namentlich in den Leitern und Führern unseres Wirtschaftslebens lebendig wird, bei den Vorsitzenden und Geschäftsführern von Arbeitgeberverbänden und Kartellen sowohl wie bei den Gewerkschaftsleitern und Gewerkschaftsbeamten. Bei jenen in der Richtung, daß sie wirtschaftlich erfüllbare Arbeiterforderungen bewilligen und die Preise in maßvollen Grenzen halten, bei diesen damit, daß sie nichts wirtschaftlich Unsinniges und Unmögliches verlangen.

Und neben aller dieser Einstellung führender Kreise bleibt doch auch für ein wirtschaftsethisches Handeln des einzelnen im Wirtschaftsleben Stehenden ein freier Spielraum. Was kann der Arbeitgeber in anständiger Menschenbehandlung, der Arbeitnehmer in treuer Pflichterfüllung, Jeder, der Waren verkauft, in Sauberkeit und Treue bei Vertragsabschluß und Vertragserfüllung leisten! Was kann Jeder tun, wenn er von dem Seinen nach Möglichkeit den bedürftigen Brüdern opfert! Und wie wichtig ist das gerade in der heutigen Zeit furchtbarer Not! Wenn das Millionen tun, wird die Luft heller und das Leben leichter.

Was geboten ist, ist also auf der einen Seite nüchternstes Sehen der wirtschaftlichen Wirklichkeiten, rücksichtsloses Wahrheitsstreben, auch wenn manche lieben Erwartungen fallen müssen, auf der anderen Seite nicht eine gemäßigte bürgerliche Ethik, sondern ein heroisches Ausschöpfen der ethischen Möglichkeiten, die uns ein karges Erdendasein beläßt. Ist dann auch der Spielraum des Gestaltens ein enger und der Weg hart und steinig, dann dürfen wir doch, wenn wir allen guten Willen anwenden, hoffen, auch in diesem ehernen Zeitalter den ewigen Wahrheiten zu dienen, die der Mann der Bergpredigt und des Kreuzes der leidenden Menschheit verkündet hat.

Frankfurt a. M Ernst Cahn

Dieser Raum sei genützt, um zu der Anmerkung 2 Spalte 593 hinzuzufügen, daß der Mitgliederbeitrag des ESK für dieses Jahr noch 5, vom nächsten Jahr an 6 M. beträgt. Man erhält dafür die Monatsschrift „Evangelisch-Sozial" unentgeltlich. D H

Americana

Unter dieser Überschrift veröffentlicht die gut geleitete New Yorker Zeitschrift „The Monthly Mercury" regelmäßig eine Sammlung von Zeitungsausschnitten und anderen Druckerzeugnissen, Gerichtsurteilen usw., die manches Schlaglicht auf das öffentliche und private Leben in den Vereinigten Staaten werfen. Besonders eigenartig sind die zahlreichen Zeugnisse religiösen Lebens, von denen eine Auswahl aus dem Jahrgang 1925 in deutscher Übersetzung hier folgt:

Los Angeles war die letzten 22 Monate ein Mittelpunkt ewiger Anbetung. Seit der Einweihung des Angelus-Tempels vor beinahe zwei Jahren sind ständig Gebete zu Gott emporgestiegen bei Tag und Nacht, die unzählige Segnungen auf viele Tausende und Abertausende herabgeströmt haben. Im Wachtturm hört das Gebet nie auf. Es ist dort ein heiliger, stiller Raum, wo die Tätigen, Frauen bei Tag, Männer in der Nacht, indem sie sich alle zwei Stunden ablösen, für die Erleuchtung aller Völker beten. Los Angeles Examiner

*

Briefkopf der Liberal Church of Denver:

Abteilungen für Bibelforschung, Mütterverein, Väterverein, politische Wissenschaft, Psycho-Analyse, Gesetzeskunde, Alte Geschichte, Amerikanisation, Verwaltung der Sakramente, Verwaltung der Kirchengebäude, Vergnügen, Baseball, wissenschaftliche Ernährung, schöpferische Chemie, Metaphysik, Tanz, Neue Wissenschaft, christliche Philosophie, Steuerberatung, Logik, Ursprung der Religionen, Technik, Grunderwerb, Theosophie.

*

Irgend Jemand verbreitete vor einigen Wochen das Gerücht, daß der Papst hier (North Manchester, Indiana) inkognito Aufenthalt nehmen werde, bis sein Wohnsitz in Washington ausgebaut sei. Die Einzelheiten seiner Ankunft wurden dieser Nachricht hinzugefügt, z. B. wurde gesagt, der Papst würde mit dem Abendzug ankommen. Eine Menschenmenge, etwa 1500 Personen, waren am Bahnhof, um seinen Einzug zu sehen.
Ecclesiastical Review

*

Anzeige. Hellseher. Erfolg unter Garantie. Ich bringe verlorene Gegenstände, Liebende, Ehegatten zurück; ich vermehre das Einkommen. Ich besorgte einen Gatten für eine Dame, die dreißig Jahre darum gebetet hatte.
M. Rocy, Telegram News, Lynn, Mass.

*

Wer darf sagen, wenn die Dinge dieser Welt bis auf die letzten Gründe untersucht werden, wenn sie dem höchsten Untersuchungslaboratorium vorgelegt werden, ob nicht ein vollkommenes Sägewerk, ein gelungener Grundstückskauf, ein gutgehender Kramladen in den Augen des Großen Chemikers (!) so hoch gewertet werden wie ein vollkommenes Gemälde, eine vollkommene Sonate? Saturday Evening Post, Pennsylvania

*

Talisman. Wir haben nach Auftrag goldene Knöpfe, silberne Anhänger und Nadeln machen lassen, die in Talismane verwandelt werden können. Sie sind Abzeichen der Brüderschaft des Lichtes in Gold oder Silber auf blauem Grund. Es sind schöne Schmuckstücke; Jeder wird stolz sein, sie zu tragen. Wir senden mit jedem Schmuckstück eine vollständige Gebrauchsanweisung, um sie zu magnetisieren oder zu weihen, so daß ein Talisman daraus wird. Brotherhood of Light, Los Angeles

*

In seiner Predigt heute Abend wird Rev. Mac Reynolds, der Evangelist aus Texas, den Tod des Ezell Stepp ausmalen, der vergangenen Winter in Mac Kinney gehängt wurde. Der Evangelist kann so anschaulich erzählen, daß Kinder in der letzten Mittwochsversammlung den Atem anhielten, als er den Tod eines kleinen Mädchens beschrieb, das während seiner Evangelisationsversammlung in einen 60 Fuß tiefen Brunnen fiel. Bei Reynolds Erzählung vom Tode Ezell Stepps haben Frauen laut aufgeschrien, als er zu der dramatischen Stelle kam, wo die Polizei die Falle zuschlägt. Coos Bay Times, Oregon

*

Anzeige. Rev. Charles Driver. Gesunde, aufbauende Evangelisation. Früher Pastor. Erfahrener Evangelist. Außerordentlich erfolgreich. Feinste Zeugnisse. Fragen Sie an wegen freier Tage.
The Moody Monthly

*

Anzeige. Evangelistin, in allen Zweigen erfahren. Leitet eigene Lieder und Chöre. Hilft Geistlichen oder veranstaltet allein Erweckungsversammlungen. Mäßige Preise. The Moody Monthly

*

Die ganze Bevölkerung von Swamptown, einer Fabriksiedelung fünf Meilen von Plainfield, wurde „erobert“ und eingeschrieben von der Heilsarmee. Die Bevölkerung von Swamptown beträgt 159 Personen, von denen 80 % in den Stahlwerken von Georg Harris arbeiten. Verschiedene Völkerschaften sind vertreten, darunter Italiener, Ungarn und Spanier. Herr Harris war der Ansicht, religiöser Einfluß sei nötig, um die Klassengegensätze zu beseitigen. Auf seine Einladung schickte die Heilsarmee von Plainfield Leute nach Swamptown vor ungefähr einem Monat. Sie hielten eine Versammlung, bei der 16 Erwachsene ihre Bekehrung anzeigten. Bei der zweiten Versammlung eine Woche später kamen noch 90 Menschen, Männer, Frauen und Kinder hinzu. Bei der dritten Versammlung wieder 38 Leute. Persönliche Bekehrungen brachten den Rest von 15 Personen. New York World

*

Rundschreiben des „Professors“ J. S. Hebron, Philadelphia:
Wenn Sie im Leben oder in ihren Geschäften kein Glück haben, kommen Sie zu Professor J. S. Hebron, einem eingeweihten Ältesten und einem Mann Gottes. Mit psychologischer Einsicht begabt, werde ich Ihnen das Tor zu Wohlfahrt, Frieden, Gesundheit und Glück öffnen. Ich beseitige alle Arten von üblem Befinden, Schmerzen, Schwellungen. Ich vereinige getrennte Gatten und Liebende und bringe glückliche, schnelle Heiraten zu Stande. Bin wohl erfahren in transzendenter Mystik, Psychologie, okkulten Wissenschaften und Theosophie. Matth. 28, 18; Luk. 21, 33; Joh. 14, 12 usw. Besuchen Sie den Professor. Preis 10, 15, 25, 75 Dollar und aufwärts. Talismane, Adam- und Evawurzeln, Amulette. Offenb. Joh. 3, 1. Alles streng vertraulich.

*

Sonntagabendüberraschung. Freundliche Damen führen Sie zu einem bequemen Sitz. Großartige Beleuchtung. Genau um 7 Uhr beginnt Herr Klump die Evangeliumslieder anzustimmen. Und wie singt Jeder mit! Dann folgt ein ausgewählter Chorgesang, ausgeführt von einem Chor in kirchlichen Gewändern. Einige Augenblicke — und alle Lichter verlöschen; nur ein Scheinwerfer beleuchtet Pastor Dr. Young, der kurz über die sieben Wunder der modernen Welt sprechen wird. Eine ganz evangelische Predigt! Wenn der Prediger endet, hört man die Orgel, gespielt von einem begabten Jüngling unter 20 Jahren, und dann lauschen Sie der reichen Altstimme von Loreen Schricker. Dann — Lichter an! Wenn Sie die Kirche verlassen, drückt man Ihnen das letzte Heft einer volkstümlichen 25 Cent-Zeitschrift in die Hand mit den besten Wünschen des Herausgebers. Ja, das alles ist umsonst. Aber sind nicht des Lebens größte Dinge: reine Luft, Sonnenschein, Liebe, Lachen und Religion ebenfalls umsonst?
First Baptist Church, Kalamazoo, Michigan

*

In der Andreas-Methodistenkirche wurde ein 17stündiger Gottesdienst gehalten, um das ganze Neue Testament zu lesen. Während dazu 25 Personen in der Kirche waren, lasen Leute in der Stadt das Alte Testament, so daß die ganze Bibel in 17 Stunden ausgelesen wurde, beginnend Donnerstag Morgen um 3 Uhr, endend Abends um 8 Uhr. Frau Beauchamps hatte die Ehre, am längsten in der Kirche anwesend zu sein; sie blieb 14 Stunden 40 Minuten. Andrews, Indiana

*

Rev. Walker, Pastor der Ersten Congregations-Kirche, druckt seinen Kirchenboten in den sieben Regenbogenfarben und sendet ihn jede Woche an 2000 Leute. Zeitungen bringen seine Beilagen; Lichtreklamen spielen am Kirchturm. Sanftes, gelbes Licht umfließt die Kanzel während der Predigt. Die übrige Kirche ist dunkel. Vor zwei Jahren hatte Rev. Walker 50 Zuhörer, jetzt über 1000. Saco, Maine

*

Eine Taufe unter Scheinwerferlicht, das auf den Geistlichen und den Täufling fällt, wird morgen in der 5. Baptistenkirche stattfinden. Rev. Dr. Swayo hat den Scheinwerfer mit anderen Verbesserungen eingeführt, kostet 20 000 Dollar. Die Taufstelle ist erweitert, und wenn der Geistliche und der Täufling das Wasserbecken betreten, wird weißes Licht auf sie gerichtet sein bei verdunkelter Kirche. Wenn der Täufling eingetaucht wird, umspielt ihn purpurnes Licht. The North American, Pennsylvania

*

Glückliche Sonntagabende. — In der Episkopalkirche wird Dr. Knickerbocker predigen über Bienen und Schmetterlinge; er hält eine Trauerede für einen toten Schmetterling.
Knoxville, Tennessee

*

Kreuzworträtsel-Gottesdienst. Das Rätsel wird während des Gottesdienstes von der Gemeinde gelöst werden. Christliche Kirche, Sonntag 7 Uhr 30.
Ogden Standard Examiner, Utah

*

Wir lesen in der Schrift, daß der große Apostel Paulus mit seinen Händen arbeitete, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. So war er keine Last für die Gemeinde. Ich habe mich bemüht, das Gleiche zu tun. Ich arbeite 6 Tage in der Woche, um Sie mit Waschpulver zu versorgen. Bestellen Sie sofort zu 10 Cents das Pfund und beehren Sie mich mit Ihrer Kundschaft. Ich predige im Betsaal um 2 Uhr. Bitte, kommen Sie.
Daily Reporter, Kansas

*

Rev. Stephens und Elmer Slider, Vorsteher der Sonntagsschule, werden am Sonntag Nachmittag im Betsaal vor der Gemeinde tanzen während der Unterweisung über das Thema: „Der Christ und das Vergnügen“. Stephens und Slider werden zuerst die alten und einfachen Tänze vorführen und sie dann mit den modernen vergleichen, z. B. Tango, Foxtrot. Dr. Stephens wird seine Meinung dazu kundgeben und wünscht, daß die Versammlung in den besten Kleidern kommt. Atlanta Journal, Georgia

*

Salomon, ein Sechscylinder. Könnten Sie so viele Frauen und Kebsweiber haben wie dieser alte Vogel? Rev. Hodge wird über diesen Gegenstand Sonntag Abend sprechen. Sie sind eingeladen.
Owensboro Messenger, Kentucky

*

Gebet des Rev. George Moody vor einem Baseballspiel in Knoxville.
Allmächtiger Gott, wir erflehen deinen Segen bei diesem Baseballspiel, das so viele Leute veranlaßt hat zu kommen. Herr, ermüdete Geschäftsleute möchten sich bei diesem Spiel erholen, Rechtsanwälte haben ihre Schreibstuben für eine Stunde geschlossen. Stenographen haben den Vorhang für einen vergnügten Nachmittag herabgelassen. Gewähre, daß nichts die Freude stört. Halte Regen zurück, laß die Sonne ein Weilchen scheinen.
Herr, gib den Führern Kraft, jede Mannschaft gut durchs Spiel zu führen, und verwandle die finanziellen Schwierigkeiten in einen vollen Erfolg. Tennessee-Journal

*

Aus vorstehenden Preßnotizen möge man nicht den Schluß ziehen, daß die religiösen Zustände in den Vereinigten Staaten unbefriedigender sind als bei uns. Sie sind anders. Andere geistige Einstellungen der Gemeindeglieder mögen andere Mittel der Beeinflussung erfordern. Sie sind die Schale, nicht der Kern *).
Wiesbaden Ludwig Mohnike

Ein Beitrag von anderer Seite sei gleich hier angeschlossen:

Drei Millionen Dollar
Mausoleum zur Schönen Aussicht

Die Marmorarbeit ist schon im Gang; Bronce, Glas, elektrische Lichtbilder, Aufzüge und Kontraktoren werden sich unmittelbar anschließen. Über 2000 vornehme Familien haben dieses unvergängliche Gebäude zu ihrem letzten Ruheplatz erwählt. Wenn Sie Ihren Lieben diesen besonderen Vorzug zu Teil werden lassen wollen, müssen Sie handeln, ehe es zu spät ist. Die Direktoren dieses menschenfreundlichen Unternehmens bitten Sie, persönlich den perforierten Teil dieser Anzeige abzureißen und an die unten angegebene Adresse zu senden. Sie haben die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Das eine Mal wird der Tod bildlich dargestellt in seiner Düsterheit, der Tod in der Tiefe, zu dem man hinabblickt, immer hinab in das Grab. Das andere Mal wird der Tod bildlich als Licht dargestellt, der Tod im Sonnenschein und in der Helligkeit, der Tod in der Hoffnung der Auferstehung. — Elektrisches Licht überall mit Bildern von außerordentlicher Lieblichkeit und Würde. Das Gebäude ist geheizt; es ist eine Stätte, wo Familien und Freunde Seite an Seite in schneeweißen Abteilungen liegen können, hoch und trocken über dem Erdboden, wo weder Feuchtigkeit noch modernde Dünste herankommen können.
New York Times

Si tacuisses . . .

Wenn ich dies Wort in den Mund nehme, so spreche ich es nicht mit dem Tone des Spottes oder Hohnes, wie es gemeinhin gebraucht wird. Ich spreche es im Tone der Traurigkeit und des Vorwurfs. Gerichtet ist es an den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß.

Nicht also: „Wenn du geschwiegen hättest, wärest du klug gewesen.“ Sondern: „Wenn du geschwiegen hättest, hättest du unserm Volke, unsrer Kirche, unserm Evangelium einen guten Dienst getan.“

*) Wir nehmen ja Amerika ganz ernst. Unsre Leser kennen ja die Frickschen Artikel, die noch ihre Fortsetzung finden. Aber gerade darum sollen wir auch den Humor für das Mitgeteilte haben. Der Amerikaner selbst hat diesen Humor. D H

Der Beschluß, gegen den sich diese Kritik richtet, lautet aber so:

Die geplante entschädigungslose Enteignung bedeutet die Entrechtung deutscher Volksgenossen und widerspricht klaren und unzweideutigen Grundsätzen des Evangeliums. (Dazu eine Präambel, vgl. vorige Nummer Sp. 567.)

*

Diese Zeilen schreibe ich etliche Tage vor dem Volksentscheid. Wenn sie dem Leser zu Gesicht kommen, werden etliche Tage über dem Volksentscheid vergangen sein. Die Leser wissen dann Bescheid über den Entscheid; heute weiß ich den nicht und mache mir in diesem Zusammenhang keine Gedanken darüber. Eines weiß man: unermeßlich Ernstes und Schweres kann, wird sich in diesen zehn Tagen ereignen. Uns bewegt hier nur das Grundsätzliche. Und das ist eminent praktisch; im Grundsätzlichen ist schon heute von den berufenen Vertretern unsrer deutschen evangelischen Kirche entschieden; ihre Entscheidung gehört bereits der Geschichte an und zieht wie alles Geschehene unerbittlich seine Kreise.

Über die Unbilligkeit eines kirchlichen Auftretens gegen den Volksentscheid hat D. Kübel in seiner ungehaltenen Rede an den preußischen Kirchensenat das Nötigste gesagt. Wenn die Kirche in die öffentlichen Dinge eingreift, soll sie unparteiisch sein. Das heißt wahrlich nicht, sie soll nicht Partei ergreifen. Im Gegenteil, gerade das muß sie, wenn ihr Auftreten irgendeinen Wert haben soll. Aber sie muß es von einem Standpunkte aus, der über den Dingen steht und von dem aus sie mehr und besser sieht als Andre. Sie darf nicht blind in die Arena herabsteigen.

Einen solchen Standpunkt findet der DEKA in den „klaren und unzweideutigen Grundsätzen des Evangeliums". Und mißbraucht dabei das Evangelium.

Das ist nun das Allerschlimmste, was er tun konnte. Denn das Evangelium ist unser größter Schatz. (Unter Luthers 95 Thesen die zweiundsechzigste!) Mit dem soll man ganz haushälterisch umgehn.

Ich kann nur fragen: Welches sind diese Grundsätze des Evangeliums, die zu der Frage der Fürstenabfindung klare und unzweideutige Anweisung geben? Finde ich sie in der Bergpredigt? Ja, geht es denn sonst in der Welt nach der Bergpredigt zu? Und gilt sie nur dem einen Teil? Ist es das siebente Gebot? Aber das gehört doch nicht zum Evangelium? Ganz ehrlich gesagt: ich weiß als evangelischer Christ, als Theologe, als Doktor der Heiligen Schrift mit dem Votum des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses nichts anzufangen.

Die römisch-katholischen Autoritäten, von denen ich las, argumentierten auch gegen den Volksentscheid, aber schließlich schoben sie den Entschluß dem einzelnen Gläubigen ins Gewissen. Ist denn alles vertauscht? Bei uns redet Niemand vom Gewissen. Höchstens erklärt der preußische Kirchensenat, wo „das gute Gewissen" ist. Der DEKA denkt nicht an die Freiheit des Gewissens seiner Kirchenglieder, ihres moralischen und politischen Gewissens. Er dekretiert einfach, welches Verhalten gegenüber der Frage des Volksentscheides dem Evangelium gemäß und zuwider sei.

Ich frage: Wie rechtfertigt er das?

Und ich werde vergeblich auf Antwort warten.

Dann wird man aber den Schluß ziehen dürfen, daß es sich um den Verlegenheitsbeschluß einer kollegialen Mehrheit handelt, der so streng nicht gemeint war.

Wenn der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß in kritischer Stunde seinen Mund auftut, muß er Dinge sagen, denen jeder ernste und fromme Christenmensch in seinem Glauben und Gewissen bezeugt, daß sie mit den Grundsätzen des Evangeliums übereinstimmen.

Diese Zustimmung weigre ich dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß aus Gehorsam gegen das Evangelium und meinen Kirchgenossen zu Liebe.

Marburg Martin Rade

Zur Verfassung der altpreußischen Kirche

Verfassungsurkunde für die Evangelische Kirche der altpreußischen Union, für den Handgebrauch erläutert und mit den zugehörigen Gesetzen herausgegeben von G. Lüttgert. Berlin, Trowitzsch und Sohn 1925. 346 S. 9 M.

Die Verfassungsurkunde der evangelischen Kirche der altpreußischen Union. Besprochen und erläutert von Eduard Frhr. von der Goltz. 2. Auflage. Halle, E. Ed. Müller 1925. 132 S. 3.50, geb. 4.50 M.

Zwei Handbücher zur altpreußischen Kirchenverfassung liegen uns vor, die übrigens auch zum Verständnis anderer deutscher Kirchenverfassungen mit ähnlichen Bestimmungen förderlich sein werden.

Lüttgert bietet eine vollständige Textausgabe mit Kommentar nach dem Muster der sonst gebräuchlichen Handausgaben von Gesetzen. Die kirchlichen Wahlgesetze und die staatlichen Kirchengesetze nebst Ausführungsverordnungen sind beigegeben. Auch die Entschließungen der Kirchenversammlung hätten, wiewohl sie nicht Gesetze sind, doch anhangsweise Aufnahme finden sollen. Zu jedem Artikel der Verfassung geben mehr oder weniger ausgeführte Anmerkungen die nötigen rechtlichen Erläuterungen aus der Vorgeschichte und den Materialien (der älteren Kirchengesetzgebung, den Verhandlungen der Kirchentage, der verfassunggebenden Kirchenversammlung usw.). Leider fehlen solche Erläuterungen für die kirchlichen Wahlgesetze und die Staatsgesetze, obwohl sie zu mehreren Artikeln derselben dringend erwünscht wären. Gelegentlich finden sich kritische Bemerkungen, z. B.: „Der (Bischofs-) Titel ist vom Begriff der Hierarchie nicht zu trennen und würde mit der synodalen Vorherrschaft der Kirchenverfassung nicht im Einklang stehen." Zu dem seinerzeit so heiß umkämpften Bekenntnisvorspruch („Präambel") wird auf die zahlreichen Versicherungen seiner Urheber, daß er nicht lehrgesetzlich gemeint sei und am bisherigen Bekenntnisstand nichts ändere, verwiesen und abschließend gesagt: „Die seit 1855 in Geltung stehende rheinisch-westfälische Bekenntniseinleitung hat bisher keine von den Wirkungen ausgeübt, die die Gegner des Verfassungsvorspruchs befürchten. Danach ist auch für die Zukunft anzunehmen, daß der Vorspruch im Rechtsleben der Kirche keine einschneidende Bedeutung gewinnt, wenn auch in den östlichen Provinzen viel mehr Parteizerklüftung herrscht als im Westen." Das wird zutreffend sein; aber dabei ist freilich der bereits spürbare Unsegen einer Gewissensvergewaltigung, wie sie bei Annahme des Bekenntnisvorspruchs gegen mehr als ein Drittel der Stimmen in der Kirchenversammlung an die Stelle eines Vertrauensaktes und eines Glaubensbeweises getreten ist, ebensowenig wie der Gewissensverwirrung, wie sie die Folge einer Unwahrheit im Grundgesetz unserer Volkskirche sein muß, in Betracht gezogen. Die in musterhafter Umsicht, Kürze, Klarheit und Objektivität durchgeführte Arbeit des inzwischen durch einen Verkehrsunfall seinem Beruf plötzlich entrissenen Verfassers kann nur dankbar begrüßt und allen, die mit der neuen Verfassung zu arbeiten haben, warm empfohlen werden.

von der Goltz denkt bei seiner nicht in Kommentarform, sondern in einer zusammenhängenden Darstellung gegebenen Erläuterung der Kirchenverfassung — ihr Text wird daher nicht ganz vollständig wiedergegeben, wiewohl alle wichtigeren Bestimmungen wörtlich angeführt sind — „vor allem an Kirchenälteste und Gemeindevertreter". Das rasche Erscheinen einer Neuauflage zeigt, daß er diesen zu dienen verstanden hat. In der Tat setzt er keinerlei Kenntnis der Gesetzessprache und der Rechtstechnik voraus und umschreibt auch das Verständliche im Gesetz für diejenigen, die es erst in der Umschreibung verstehen. Er verhält sich dabei ganz objektiv, geht auf allen Streit um das Werden der Verfassung nicht ein, sondern stellt schlicht und warm den in ihr verfolgten Gemeinde- und Kirchengedanken und die damit in ihr gestellte Aufgabe für Gemeindeglieder und -vertreter dar. Kritische Bemerkungen sind deshalb selten gegeben und sehr zurückhaltend gefaßt: „Üble Folgen des Majoritätsbeschlusses der Kirchenversammlung (beim Vorspruch) werden hoffentlich nicht so bald in Erscheinung treten ... Die bleibende Unklarheit ist ein Tatbestand, über den wir mit der Zeit hinwegkommen müssen." Daß das grundsätzliche Pfarrwahlrecht der Gemeinde in der Verfassung nicht ausgesprochen ist, wird nicht vermißt, und auch gegen den Bischofstitel bestehen keine ernsten Bedenken: „auch wenn er eingeführt werden sollte, so bleiben doch soviel Sicherungen gegen die schädlichen Wirkungen des Übergewichts einer einzelnen Persönlichkeit, daß man nach dieser Richtung nichts zu befürchten braucht" (?!). Die bedeutsamen Veränderungen in der Gemeindeverfassung, welche in der Erweiterung der Rechte der Gemeindevertreter und der Einführung regelmäßiger Gemeindeversammlungen liegen, könnten vielleicht in ihrer grundsätzlichen Wichtigkeit und in ihren Entwicklungsmöglichkeiten mehr herausgehoben werden. Erfreulich ist der Protest gegen das gesetzlich vorgeschriebene Gebet bei den Versammlungen kirchlicher Verfassungskörper: „es kann Lagen geben, wo der Takt befiehlt, es wegzulassen".

*

Aus dieser wohltemperierten Positivität zur gegebenen Verfassung fallen seltsam heraus die verhältnismäßig eingehenden und scharf getönten Bemerkungen, die der Verfasser zu der ganz verborgenen, überaus bescheidenen Begrüßung der Theologinnen in der Verfassung machen zu müssen meint. Art. 55 der Verfassung sagt: „Zum inneren und äußeren Aufbau des Gemeindelebens haben die Gemeinden nach Bedürfnis berufsmäßige Kräfte mit kirchlich geordneter Vorbildung wie Gemeindediakonen, Diakonissen und andere, besonders auch theologisch gebildete Frauen als Beamte im Haupt- oder Nebenamt oder im Vertragsverhältnis anzustellen." Dazu sagt v. d. Goltz: „Der Zusatz ‚besonders auch theologisch gebildete Frauen' gehörte meines Erachtens nicht in eine Verfassungsurkunde." Aber warum sollte den Theologinnen, wenn für sie ein Amt geschaffen wird, nicht billig sein, was Diakonen und Diakonissen recht ist? „Jedenfalls sollten die erprobten Bedürfnisse des praktischen Lebens die Art der Ausbildung bestimmen, nicht aber ein aus gleichmachendem Ehrgeiz übernommenes Theologiestudium der Frauen an der Universität nachher eine zur Verwendung des Gelernten geeignete Stellung erfinden. ... Es ist zu fürchten (!), daß dieser kleine Zusatz in Art. 55 viele Frauen zum Theologiestudium veranlaßt, die wir nachher gar nicht alle verwenden können." Besonders aber beunruhigt es den Verfasser, daß nach Art. 56 die im vorhergehenden Artikel genannten Gemeindebeamten unter Umständen mit pfarramtlichen Geschäften unter Leitung des Pfarrers betraut, und befähigte und bewährte Gemeindeglieder zur Wortverkündigung zugelassen werden können. „Eine Beschränkung auf das männliche Geschlecht ist von der Verfassung nicht ausgesprochen." Damit sind wir in der Tat „nicht mehr weit davon entfernt, daß befähigte und bewährte Frauen zur Wortverkündigung zugelassen werden". Das hält der Verfasser weder für die Frauen noch für die Gemeinden für ein Glück. Und in seinem Schrecken bemerkt er gar nicht die Konfusion, mit der er fortfährt: „Auch besteht die Gefahr sich mit einem etwa eintretenden Theologenmangel dadurch abzufinden, daß man sich mit dem Dienst der geringer Ausgebildeten begnügt; das ist aber eine große Gefahr, denn dann wird auch die bisher verlangte theologische Ausbildung geringer gewertet. Es ist dringend zu wünschen, daß hier das zu erlassende Kirchengesetz einschränkende Bestimmungen enthält, welche die Halbbildung dem pfarramtlichen Dienst und (!) die Frauen der Kanzel fernhält." Aber es handelt sich ja im Art. 55 gerade darum, theologisch gebildete Frauen in den Dienst der Gemeinden zu stellen, also nicht um Gefährdung, sondern um Sicherung der geforderten theologischen Ausbildung für die Wortverkündigung. Männer und Frauen auf der einen Seite und Theologen und Laien („Halbbildung") auf der anderen Seite sollte man doch unterscheiden können. (Es wäre freilich besser gewesen, wie auch in der zweiten Lesung der Ausschußvorlage der Verfassung beantragt und angenommen war, die Theologinnen in einem eigenen Artikel zu behandeln; aber an ihrem Begriffscharakter ändert ihre Stellung in Art. 55 nichts.) Daß Frauen das Studium nicht eben um der Durchbildung willen, sondern aus gleichmacherischem Ehrgeiz ergriffen, ist eine bedauerliche Unterstellung, die sich der sonst so wohlwollende Verfasser besser versagt hätte. Muß ich ihn an die sehr gemischten Motive erinnern, aus denen Männer „Pfarrer werden"? Für gleichmacherischen Ehrgeiz finden Frauen leichtere Wege als den mit allen Hindernissen einer pharisäischen Reaktion beschwerten des Kirchendienstes. Es ist schwer begreiflich, wie ein kirchlich so warm empfindender und wohlerfahrener, dazu speziell in der Geschichte des kirchlichen Wirkens der Frau so trefflich bewanderter Mann wie der Verfasser so sauer sehen kann zu dem Dienst, den unsere Theologinnen der Kirche anbieten. Bleiben Bedürfnisse nach weiblicher Seelsorge wirklich erst „abzuwarten"? Müssen geeignete Stellungen wirklich erst „erfunden" (!) werden? Ist es nicht vielmehr ein Ärgernis und ein Versäumnis, daß die Bedürfnisse erst jetzt erkannt, die Stellungen erst jetzt geboten werden? Steht unsere bisher ausschließlich von Männern theologisch bediente evangelische Volkskirche wirklich so, daß sie es sich leisten könnte, irgendeine sich ihr antragende Arbeitskraft abzuweisen? Der inzwischen geschaffene Theologinnenverband, Vorort Marburg, hat übrigens mehr Nachfragen nach Kräften aus seinem Kreise, als er einstweilen befriedigen kann. Nach seinen u. a. in CW 1925 Nr. 24/26 veröffentlichten Grundsätzen wird die Gemeindeleitung von den theologisch gebildeten Frauen ja gar nicht in Anspruch genommen. Es besteht noch keine Gefahr für die „gottgewollte Herrschaft des Mannes", die „Vermehrung christlicher Familien", die „Schöpfungsordnung", und was sonst durch die Theologiestudentinnen alles gefährdet sein soll (von denen übrigens ein beträchtlicher Teil in glückliche Ehen übergeht). Die Frauen wissen sehr gut, daß ihrem Geschlecht und der Sache der Kirche nicht mit allenfalls einigen Dutzend weiblichen Pfarrern unter vielen tausend männlichen, sondern mit einem weiblichen Amt neben dem männlichen recht gedient ist. Im Übrigen ist nicht einzusehen, wie die Kirche oder die Frau einen Schaden nehmen könnte, wenn gelegentlich selbst eine Gemeinde von einer Frau geleitet wird; in diesen wahrscheinlich ganz selten bleibenden Fällen wird die betreffende Frau dazu gewiß befähigt sein und damit einige der nicht ganz seltenen Fälle ausgleichen, in denen es der Mann trotz der ererbten Vorzüge seines Geschlechts wegen individueller Unzulänglichkeit nicht ist. Auch die Kanzel wird die Frau wohl nur sehr zurückhaltend betreten, und wenn es eine Frau mit Berufung tut, darf sie neben den vielen beamteten, aber nicht berufenen Männern es gewiß wagen. Die Wortverkündigung ist ja nicht auf die Kanzel beschränkt; und ist die theologische Bildung etwa für Seelsorge und Unterricht, von denen der Verfasser gar nicht redet, die er aber den Frauen hoffentlich nicht auch bestreiten wird, etwa entbehrlicher als für die Kanzel?

Indessen der Verfasser mag überhaupt unbesorgt sein. Es ist nach allen Erfahrungen der Neuzeit nicht zu „befürchten", daß unsere Kirchen der Not der Frau besser gerecht werden sollten als der der Arbeiter oder der gebildeten Laien. Sie werden auch hier nicht mit dem Winde zu fahren wagen, sondern ängstlich gegen ihn kreuzen und die Kräfte der Zeit, die sie nicht zu binden vermögen, gegen sich wirken lassen. Sollten aber nicht wenigstens gebildete Männer allmählich den immer etwas komischen Anspruch aufgeben, die Frauen zu belehren, was sie ihres Geschlechts wegen können und dürfen und was nicht?

Marburg Hans v Soden

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Die industrielle Lage Deutschlands — Sechste Tagung für Werkspolitik in Frankfurt a. M.: Fordismus u. a.

Der letzte Bericht schloß mit einem kurzen Hinweis auf die Wirtschaftslage Deutschlands, ohne daß er wegen Raummangels genügend ausgeführt werden konnte. Das sei heute nachgeholt. Selbstverständlich kann es sich, wie überhaupt in diesen Berichten, so auch jetzt, nur um Streiflichter handeln.

Vor mir liegt eine in der „Gewerkschaftszeitung" veröffentlichte Zusammenstellung von 361 Aktiengesellschaften, die ein Kapital von zusammen drei Milliarden Goldmark, etwa 20 % des gesamten, in deutschen Aktiengesellschaften investierten Kapitals, vertreten. Sie haben im Durchschnitt 8,8 % Dividenden verteilt, nach den einzelnen Industriezweigen, wie folgt: 56 Textilfabriken 9 %; 73 Alkoholindustrie 11,4 %; 74 Banken 9,3 %; 22 Gas-, Wasser- und Elektrizitätsanstalten 8,7 %; 14 keramische und Glasindustrie 9,8 %; 10 Zementindustrie 10,9 %; 8 Bau- und Baustoffindustrie 8,8 %; 15 Chemische Industrie 10,9 %; 3 Zuckerraffinerien 5 %; 8 Bergbau (Kali und Braunkohle) 13,8 %; 13 Nahrungsmittelindustrie 9,2 %; 40 Metall- und Maschinenindustrie 6,7 %; 18 Verkehrs- und Transportgesellschaften 9 %; 7 Papierindustrie 9,3 %. Darunter sind Gesellschaften, die verteilten 1 24 %; 1 20 %; 3 18 %; 1 16 %; 22 15 %; 1 14 %; 1 13 %; 5 12 ½ %; 51 12 %; 1 11 %; 103 10 %; 4 9 %; 58 8 %, 23 7 %; 42 6 %; 25 5 %; 17 4 %; 1 2 %.

Die Zahlen sprechen für sich. Sie zeigen, daß die meisten dieser Gesellschaften wirklich nicht umsonst gearbeitet haben, da sie solche Dividenden verteilten, sicher auch für ihre Reserven und sonstige Rücklagen gesorgt haben. Wieder offenbart sich der glänzende Stand des Alkoholgewerbes. Allerdings ist das nur ein Teilbild der Gesamtindustrie und gewiß ein einseitig günstiges. Sehr wichtige Industriezweige fehlen ganz, wie z. B. der Steinkohlenbergbau, der Schiffsbau und die Schiffahrt und die Eisen- und Stahlindustrie. Mir scheinen in der Zusammenstellung die bestrentabeln Werke herausgegriffen. Immerhin zeigt sie, daß dieses Fünftel keine Ursache hat, über Unrentabilität zu klagen. Über die übrigen vier Fünftel läßt sich schätzungsweise sagen, daß zwei davon auch leidlich durchkommen und die übrigen zwei Fünftel schwer zu kämpfen haben.

Ein Streiflicht, allerdings ebenfalls ein ungenügendes, wirft auf die deutsche industrielle Lage auch die Außenhandelsstatistik. Über die wichtigsten Zahlen wurde bereits (s. Sp. 561) berichtet. Im März war die Handelsbilanz mit 240 Millionen Mark (die reine Warenbilanz mit 278 Millionen Mark) aktiv. Das ist nicht ohne Weiteres ein günstiges Zeichen. Denn es erheben sich folgende Fragen: Ist die Aktivität nicht auf die Ausfuhr von Artikeln zurückzuführen, die Saison-Bedarf, also einmaligen, vorübergehenden Bedarf darstellen? Ferner: Ist die Aktivität nicht eine Folge der Verarmung des deutschen Volkes, das notwendige Auslandsartikel nicht mehr kaufen kann; ist sie nicht erzwungen durch die Herabdrückung des nationalen Lebensstandards? Ist vielleicht die deutsche Industrie aus Kapitalarmut nicht mehr in der Lage, Rohstoffe in früheren Mengen zur Verarbeitung einzukaufen? So daß also die Aktivität durch Armut und Beschäftigungslosigkeit erzwungen wäre? Das ist in der Tat der Fall. Die Rohstoff-Einfuhr behauptete zwar im März die Höhe des Vormonats, blieb aber hinter dem Monatsdurchschnitt von 1913 um mehr als ein Drittel zurück. Die Einfuhr von Eisenerzen betrug im März 9 ½ Millionen Tonnen gegenüber etwa 19 Millionen Tonnen im Monat 1913, das ist um die Hälfte weniger; ebenso ist stark im Rückstand die Einfuhr von Häuten, Fellen, Bau- und Nutzholz. An wichtigen Rohstoffen und Halbfabrikaten führten wir im Monat 1913 ein für 355 Millionen Mark und im März 1926 für 234 Millionen Mark. Berücksichtigt man die Geldentwertung der Nachkriegszeit, die etwa 70 % ausmacht und immer bei Preisstatistiken zu berücksichtigen ist, dann ergibt sich an der Warenmenge gemessen ein noch schlimmeres Verhältnis, nämlich

daß nur etwa die Hälfte an Rohstoffen und Halbzeug im Monat 1926 von der Menge im Monat 1913 eingeführt wird.

Die Ausfuhr an Fertigwaren ist allerdings so stark gestiegen, daß am Preis gemessen der Monatsdurchschnitt 1913 überschritten, damit allerdings mengenmäßig die Ausfuhr März 1926 dem Ausfuhr-Monatsdurchschnitt 1913 erst angenähert ist, ihn nicht auch überboten hat. In Textil-, Leder- und Pelzwaren betrug Ausfuhr im Monat 1913 151 Millionen, Ausfuhr März 1926 179 Millionen Mark; in Metallwaren Ausfuhr Monat 1913 139 Millionen und März 1926 163 Millionen Mark, in Maschinen und Apparaten herrscht dasselbe Verhältnis: 79 und 105 Millionen Mark, ebenso andere Fabrikate 107 und 141 Millionen Mark. In Eisenwaren ist auch mengengemäß der Monatsdurchschnitt überschritten worden. Die Kohlenausfuhr dagegen im selben Verhältnis 43 und 23 Millionen Mark, also sehr starkes Zurückbleiben hinter 1913. Das Bild der Handelsbilanz ist so ein günstiges für Fertigwaren, ein ungünstiges für Rohstoff-Ein- und -Ausfuhr. Das heißt, daß die mit Herstellung von Fertigwaren beschäftigten Fabriken recht gut zu tun haben für den äußeren Markt, nicht jedoch für den inneren, der sehr schwach liegt. Und wo der Export durch eine Verbilligung erkauft wurde, der auf Kosten des inneren Marktes ging, wo — anders ausgedrückt — die Inlandpreise hochgehalten werden müssen, damit billig exportiert werden kann, da liegt in der Aktivität der Handelsbilanz kaum ein Vorteil für die gesamte Volkswirtschaft; höchstens der, daß durch die Kaufkraft der am Exportgeschäft verdienenden Kreise (und die sind klein) der Innenmarkt etwas belebt und unsere Währung gestützt wird.

Im April hat sich das Bild der Handelsbilanz stark geändert. Der Ausfuhrüberschuß verminderte sich auf 52,8 Millionen, im reinen Warenverkehr auf 56,3 Millionen Mark. Allerdings auch durch Rückgang der Ausfuhr um 144 Millionen Mark, aber besonders durch Steigerung der Einfuhr um 78 (darunter für Nahrungsmittel und Getränke 48) Millionen Mark. Letztere Steigerung kann bei der stetig sinkenden Tendenz der letzten Monate im Interesse der Lebenshaltung des deutschen Volkes nur begrüßt werden.

Von Interesse dürfte sein, wie man von kompetenter amerikanischer Seite die Wirtschaft Deutschlands beurteilt. Die amerikanische Landesgruppe der internationalen Handelskammer hat einen Sonderbericht über die Wirtschaftslage Deutschlands veröffentlicht, der sich mit den Aussichten der Durchführung des Dawesabkommens beschäftigt. Das Gesamtvermögen des deutschen Volkes wird auf 30 Milliarden Dollar oder 480 Dollar pro Kopf geschätzt. (Ist das nicht zu optimistisch?) Das des amerikanischen auf 321 Milliarden oder 2918 Dollar pro Kopf. Die Schätzungen über das Volkseinkommen schließen mit dem Jahre 1920 ab und sind daher veraltet; nur das Durchschnittseinkommen des Amerikaners wird für 1924 mit 606 Dollar berechnet. Die Auslandsschuld Deutschlands wird mit etwa 3 Milliarden Mark angegeben, davon drei Fünftel Anleihen öffentlicher Körperschaften in Amerika. Die Gesamtschuld des Reiches, einschließlich der Aufwertungsschulden, betrage etwa 15 Milliarden, die der Vereinigten Staaten 21, die Großbritanniens 34 und die Frankreichs 19 Milliarden Dollar. Das wären alles gewaltige Zahlen. Die Wirtschaftsaussichten des Reiches beruhen auf innerlich gesunder Basis; schwache Stellen werden nicht verkannt; sehr fest wird die Währungslage Deutschlands beurteilt. Über die wirtschaftliche Möglichkeit des Dawesplans könne man vor dem Jahre 1928 nichts Endgültiges sagen.

Als sicher darf gelten, daß sich die deutsche Wirtschaft von Jahr zu Jahr mehr verfestigt. Welch ein Segen nach dem beispiellosen Zusammenbruch vor erst sieben Jahren! Allerdings ging der Weg durch zahllose Bankerotte und, was noch schlimmer ist, durch die Entlassung von Millionen deutschen Arbeitern und Angestellten, die die Konzentration der Industrie forderte. Fast will mir scheinen, als ob die Arbeitslosen das Daueropfer seien, das dem Zusammenbruch gebracht werden muß, damit das Ganze wieder aufblühen kann. Auch die Gewerkschaften rechnen nicht damit, daß die 40 000 entlassenen Bergarbeiter des Ruhrgebietes als solche wieder Beschäftigung finden. Jedenfalls können wir solange nicht von einer Erholung der deutschen Wirtschaft reden, als so viele Volksgenossen ohne Arbeit sind, mag die private Industrie im Einzelnen noch so sehr zur Blüte gelangen.

*

Daß die Schwierigkeit der Lage von Industrie und Arbeiterschaft nicht verkannt wird und man dauernd auf Abhilfe zu denken hat, das zeigte eine sehr interessante Tagung, der ich anwohnte: die sechste Tagung für Werkspolitik in Frankfurt am Main. Sie behandelte das Thema: Die Fließarbeit als werkspolitische Aufgabe und als wirtschafts- und kulturpolitisches Problem. Es ging um Henry Ford, um Fordismus, d. h. Ford als kulturpolitische Erscheinung, und um Fordisation, d. h. Ford als werkspolitischen Organisator. Die Fordisation erschien der Versammlung weniger problematisch; im allgemeinen kam zum Ausdruck die Bejahung der Fließarbeit als bester Rationalisierungsmethode, aber nur da, wo sie sich durchführen und in unsere andersartigen deutschen Verhältnisse einordnen läßt. Sie wurde für Deutschland als nichts Neues bezeichnet; auch wo glühende Stahlmassen in ununterbrochenem Prozeß unter Vermeidung der Erkaltung und nochmaligen Erhitzung verarbeitet werden, wie es vielfach in unsern Walzwerken geschieht, liegt Fließarbeit vor. Das Besondere an Ford ist, daß er zum ersten Male Fließarbeit an einem so komplizierten Produkt wie dem Automobil durchführte. Die Möglichkeit der Übertragung der Fließarbeit (das laufende Band ist nur eine Abart davon) auf andere Produkte hängt ab vom Stand der Erfindungen; die Aufdeckung eines neuen Herstellungsverfahrens an einer Stelle des Produktionsprozesses gibt manchmal auf einen Schlag die Möglichkeit, die Fließarbeit, d. h. die lückenlos, ohne Pause fließende Herstellung durchzuführen, wie an einem Zweig der keramischen Industrie beispielsweise erläutert wurde. Die Fließarbeit erschien durchweg als erstrebenswert; ja es fiel sogar die Äußerung eines Ingenieurs, daß seine Fachgenossen am liebsten die alten Werke niederreißen würden, um neue, modernste aufzubauen; aber die finanzielle Lage der Betriebe hindert natürlich daran. Ebenso wie beim Ingenieur, ist auch beim Arbeiter der Wille zur höchstmöglichen Rationalisierung der Betriebe vorhanden; ja es wurde sogar gesagt, daß manchesmal der Unternehmer durch seine Arbeiter zur Verbesserung seiner Werksanlage gedrängt werden müsse.

In anschaulicher Weise berichtete ein Schüler des Kieler Professors v. Gottl-Ottilienfeld Hellmut Hultzsch über seine Erfahrungen, die er als Arbeiter Y 2922 in River Rouge bei Ford gemacht hatte. Er hatte, wie jeder Arbeiter am laufenden Band, einen kleinen Ausschnitt aus dem Gesamtproduktionsprozeß zu verrichten, eine Haupt- und eine Nebenfunktion: dabei hatte er 3—4 Schritte mit dem Bande zu gehen und dann wieder an seinen alten Platz zurück. Das war immer dasselbe Stunde um Stunde, Tag um Tag. Aber im Ganzen war es eine angenehme und für den Arbeiter vorteilhafte Arbeitsweise; er beginne bald seine Arbeit lieb zu gewinnen und scheue sich, den Arbeitsplatz zu wechseln. Das komme daher, daß der Arbeiter nach einigen Tagen seinen persönlichen Rhythmus in der kleinen Teilarbeit findet, seinen ihm eigenen, individuellen Schwung, den er dann mit Gesang oder Pfeifen begleitet. Fordarbeit unterscheidet sich grundsätzlich von Taylorarbeit dadurch, daß in ihr nicht für jeden Handgriff das minimale Zeittempo vorgeschrieben ist, sondern mehrere Handgriffe sind als Gruppe innerhalb gewisser Zeitgrenzen zu vollführen; innerhalb dieser Grenzen ist der Arbeiter frei in der Gestaltung seiner Arbeit; er hat im Unterschied vom objektiven Taylorschen Tempo die Möglichkeit seinen subjektiven Rhythmus im Schwunge auszuleben. Die Arbeit würde mit der Zeit so mechanisch, daß man trotz schärfster Aufmerksamkeit seinen eigenen Gedanken nachhängen könne; ein Chinese habe bei der Arbeit Englisch gelernt, ein Kommilitone von der Harward-Universität habe dabei mathematische Probleme gelöst. Eine Reihe von Gebildeten arbeiten bei Ford, um sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, wobei sie bei und außer der Arbeit eine schriftstellerische, künstlerische oder gelehrte Tätigkeit, die ihr eigentliches Interesse besitzt, betreiben. Ford wisse auch seine Arbeiter zu interessieren und an sein Werk zu fesseln. Die Werkzeitung Ford News berichtet dauernd über den Stand des Werks; sie zusammen mit der Bandarbeit, die teilweise überblickt werden kann, lasse den Arbeiter den Sinn und Zusammenhang seiner Teilarbeit begreifen.

In späteren Ausführungen anderer Redner kam mit Recht zum Ausdruck, daß man überhaupt von einer Beseelung durch Schöpfertum bei der Arbeit nur in seltensten Fällen reden könne. Die Arbeit bleibe Last und stumpfmachende Mühe; auch geistige Arbeit ist zum größten Teil Trott und Zwang; schöpferische Momente sind selten. Die moderne industrielle Arbeit vollends läßt sich nicht schöpferisch machen. Ich persönlich ziehe daraus trotz aller Anfechtungen die Forderung möglichster Verkürzung der Arbeitszeit durch deren Rationalisierung. Das schließt nicht aus, daß der Arbeiter sie dennoch als sinnvoll und Pflicht gegen die Gesamtheit empfindet. Ästhetisierende Arbeitsromantik redet an der Sache vorbei.

Von größtem Interesse waren die Ausführungen des Rektors der Handelshochschule zu Nürnberg, Professors Bershofen, eines intimen Kenners Amerikas. Er behandelte das marktpolitische Problem des Fordismus, nämlich die Frage: Würde der deutsche Markt imstande sein, derartige in Massen hergestellte Typenwaren aufzunehmen? Er antwortet mit Nein. Und zwar nicht, als ob wir nicht auch solche Massen verbrauchen könnten; wenn vielleicht auch nicht Automobile in dem amerikanischen Maße, so doch eine Fülle anderer praktischer Dinge. Der deutsche Markt ist noch lange nicht gesättigt. Aber der deutsche Mann und die deutsche Frau wehren sich gegen die Typisierung der Waren; sie wollen Besonderes, Apartes, Anderes als Andere haben, denn in Deutschland werden die Gesellschaftsschichten noch an der besonderen Art ihres Verbrauchs gemessen. Der Amerikaner ist in diesen Dingen Sozialist. Es gäbe dort z. B. nur drei Sorten von Herrenkragen. Wenn der Deutsche einen Kodak rühmt, dann sagt er: „Es ist ein Ding mit allen Schikanen"; wenn der Amerikaner: „Es ist das einfachste Ding der Welt." Wir erschweren uns damit unsere Wirtschaftslage; aber gegen die Marktgestaltung, die von psychischen Einstellungen abhängt, ist nichts zu machen. So wenig wie man das amerikanische Klima nach Deutschland verpflanzen kann, so wenig kann man die Marktpsychologie Amerikas nach

Deutschland verpflanzen; damit ist der Fordismus in Deutschland marktpolitisch nicht möglich, weil die Menschen, die durch Nachfrage den Markt machen, nicht vernünftig sind. Übrigens wurde Fords Geschäft als ein bis jetzt einzigartiges Ereignis bezeichnet, wo ein sehr weitgehend normalisiertes Produkt in einem weitgehend rationalisierten Prozeß hergestellt und gleichzeitig vom Markt aufgenommen wird. Es ist fraglich, ob sich das wiederholt, wenn sich auch der Typus Ford wahrscheinlich wiederholen wird, da er eine typische Erscheinung des noch sehr jungen Amerika ist.

Noch wesentlicher um den Fordismus ging es in dem Vortrag von Heinz Marr, der die seelisch-geistigen Voraussetzungen des Fordismus behandelte. Es ging ihm nicht um die Person Fords, sondern um den Fordismus als kulturelle Erscheinung; eigentümlicher Weise zwar wurde doch immer von Ford gesprochen. Der Vortrag suchte den Nachweis zu erbringen, einmal, daß Ford nicht einmal ein moderner Amerikaner, sondern ein Amerikaner von vorgestern sei; ein Nachkomme der alten Puritanerunternehmer, die „auf geregelten Geschäftsverkehr auch mit ihrem Gott sahen", ein 200 prozentiger Anglo-Amerikaner, den im Geheimen die Angst vor dem Untergang seiner anglo-amerikanischen Welt schüttelt (daher ein extremer Antisemitismus, von dem übrigens schwer zu sagen, in wie weit er eine anglo-amerikanische Erscheinung und in wie weit er eine persönliche Angelegenheit des Herrn Ford ist), die Angst vor der Europäisierung und Bolschewisierung Amerikas. Ford also eine Verfallserscheinung Amerikas. Diese Auffassung wurde sehr prononciert vorgetragen, konnte wohl in ihrer Geistreichigkeit interessieren, aber nicht überzeugen.

Besser gelang der zweite Nachweis, nämlich, daß sich die geistig-seelischen Voraussetzungen des Fordismus nicht auf Deutschland übertragen ließen. Ford ist getragen von der alten Dienstidee des Puritanertums. „Ford der letzte Kapitalist mit absolut gutem Gewissen" (wozu ich gezwungen bin, mein Fragezeichen zu machen). Die angelsächsische Dienstidee sagt: Wenn du der Allgemeinheit dienst, dann geht es dir gut, dann hast du Erfolg, mindestens bekommst du ein Auto. Dienst und Erfolg sind eng miteinander verknüpft; darum ist Fordismus nur möglich unter der Hoffnung auf Aufstieg, auch beim Arbeiter — eine Hoffnung, die im Notfalle krampfhaft aufrecht erhalten werden muß. Nun sagte Marr selbst, daß es ihm fern läge, ein Urteil über diesen anglo-amerikanischen Geist auszusprechen, er hätte ihn nur schildern wollen. Aber ich muß gestehen, seine Schilderung enthielt schon das Urteil; es lag im geistreich-spöttischen Ton; die Schilderung wollte frei von Illusionen sein, aber sie war negativ-sarkastische Karikatur, wie mir scheint, ganz durch Marrs persönliches Ressentiment gesehen. Nötig wäre gewesen, wenn voller Erfolg hätte erreicht werden sollen, eine Analyse im Geiste positiven Verstehens, der den Gegner aus sich heraus zu erfassen sucht.

Ferner muß ich bemerken: Die puritanische Dienstidee ist wie die deutsch-lutherische ausschließlich an Gott, nicht am Menschen orientiert. Ob man da überhaupt von „Dienst" im Sinne Fords reden kann? Der Puritaner dient Gott und ihm allein; woran er diesen seinen Dienst übt, ist nebensächlich; am besten am irdischen Beruf, der aber keinen Selbstzweck in sich schließt; der Erfolg des asketischen Berufshandelns ist wichtig nur als Bewährungsbestätigung, nicht aber nach seinen irdischen Annehmlichkeiten, die im Gegenteil verschmäht werden. Der erfolgreiche Puritaner ändert seine Lebensweise nicht; Macht, Reichtum bleiben ihm gleich fern und gleichgültig; das Geschäft ist lediglich zufällig (kontingent) sich bietender Stoff der Betätigung, weiter gar nichts. Hier ist keine Rede davon, daß irgendwie das Motiv wirkte: Wenn du der Menschheit dienst, dann geht es dir gut. So ist es bei Ford, gewiß; aber Ford ist kein Puritaner; er hat nur Reste von Beziehungen zu Baxter, um so mehr solche zu Defoe und Benjamin Franklin, die aber Aufklärer reinsten Wassers und damit die Vorläufer eines englischen Utilitarismus waren, der in John Stuart Mill seinen theoretischen Gipfelpunkt erreichte. Wenn man nicht mit aller Schärfe — auch Max Weber hat das nicht stark genug beachtet — scheidet zwischen echtem Puritanergeist und humanitärem Utilitarismus, wird man der historischen Entwicklung des kapitalistischen Geistes nicht gerecht. Der „Geist" des Kapitalismus, auch der Fords, ist Abkomme Franklins; ob die mit Recht betonte Neigung zum Nackten und Kargen Reste aus Baxter sind oder dem anglo-amerikanischen Volkscharakter entspringen, ist nicht leicht zu entscheiden.

Richtig ist, daß dieser Geist der praktischen Nüchternheit dem Deutschen fremd ist. Seine Dienstidee ist seiner Volksart entnommen; es ist die Bejahung der irrational gegebenen Pflicht: der Dienst an der vor die Hand gestoßenen Sache, also Sachlichkeit um der Sache willen. Diese Idee ist anders als die altpuritanische; denn sie ist getragen von positiverer Beziehung zum Gegebenen, ist regiert vom Geist heiliger Profanität, hat aber mehr Verwandtschaft zum Puritanertum als zum aufklärerischen Utilitarismus, dem die deutsche Dienstidee in der Tat gänzlich fremd ist. Die Beziehungen werden noch verwickelter, wenn man die in Amerika lebendigen stark religiösen Strömungen heranzieht. Man muß sich bei solchen Vergleichen, die sehr schwierig sind, hüten, das eigene Ideal der gegnerischen Wirklichkeit gegenüberzustellen — eine Klippe, die Marr meines Erachtens nicht zu vermeiden wußte. Seine Schilderung Fords war ebenso sehr von Ressentiment, wie seine Schilderung des deutschen Geistes von Sentiment getragen.

Zur Kennzeichnung der deutschen Dienstidee fand Marr allerdings schöne, treffende Worte, denen ich weithin zustimmen konnte. Und ich mußte mich fragen, wozu damals die Aufregung bei der Besprechung meines Buches „Religion und Wirtschaft"? Wie allgemein auf der Tagung, mußte auch er die Notwendigkeit einer weitestgehenden Rationalisierung der deutschen Arbeit anerkennen als Forderung der Situation, in die wir hineingestellt sind. Sie bejahen und als Schicksal auf uns nehmen, heißt den Willen Gottes tun. Das sind echt lutherische Zusammenhänge, die eine Beziehung zwischen Rationalisierung und christlicher Ethik ergaben und nun auch Marr aufgezeigt hat. Er sagte ferner: der deutsche Arbeiter ist Sozialist; denn er will der Sache — nicht Personen — dienen. Sehr richtig; aber die problematische Rolle, die das Privateigentum dabei spielt, hat er, wie alle Redner, außer Acht gelassen. Es war so viel die Rede davon, daß die Unternehmer nicht nur Arbeiter, sondern Mitarbeiter haben wollten. Aber woran liegt es, daß dieser Wille heute der Erfüllung ferner ist als je? Warum? Bei der fortwährenden Forderung nach Lohnkürzungen und Arbeitszeitverlängerungen fühlt sich der Arbeiter ausgebeutet — das ist eine Tatsache. Wie kann dies Gefühl beseitigt werden? Ist es richtig, mit dem Begriff „Klassenressentiment" (Marr) dies Problem zuzudecken? Ist es nicht notwendig, die Revision der sittlichen Geltung des Produktionseigentums als ideelle Richtschnur des sozial- und werkpolitischen Handelns zu fordern?

Was mir als Theologen bei dem ganzen Kongreß eine starke Hoffnung gab, das war der sittliche Wille, von dem diese Verhandlungen der Sozialpolitiker, Kaufleute, Ingenieure und Unternehmer getragen waren. Nicht wir Theologen allein sind es, die für eine sittliche Wirtschaft kämpfen, aber ich habe gefühlt, daß schließlich doch wir Theologen es sein müssen, die das Letzte, Richtung- und Zielgebende herausarbeiten. Heinz Marr konnte den Namen Dr. Martin Luthers nur nennen, in der Tat aber tendierten alle, nicht nur seine Ausführungen auf jenes Letzte, das Luther mit seinem christlichen Glauben vertrat. Es ist mir klar geworden, daß von der Zusammenarbeit zwischen Theologen und Wirtschaftlern viel für die Erneuerung unserer sozialen Lage zu hoffen ist, wenn sie geschieht in dem, was die Grundforderung aller christlichen Sozialethik ist: in heiliger Sachlichkeit. Sie wird dann auch zurückdrängen, was für mein Gefühl etwas zu stark gerade bei den Vorträgen im Vordergrund stand, die am meisten Eindruck machten: die Bespiegelung im Reichtum des eigenen Geistes.

Marburg Georg Wünsch

Vom Katholizismus der Gegenwart

Italien und die Kurie — Seligsprechungen — Eucharistischer Kongreß in Chicago — Union aus dem Orient — Fürstenenteignung

Die Annäherung zwischen Kurie und faschistischem Staat in Italien macht weitere Fortschritte. Die Entlassung Farinaccis aus dem Generalsekretariat der faschistischen Partei zeigt sich immer deutlicher als Wendepunkt. Mussolini und der italienische Kronprinz machen offizielle Besuche in Kirchen und Wallfahrtsorten und lassen sich dabei von Kardinalerzbischöfen in herzlichsten Worten feiern, „wie sie Vertretern des Staates gegenüber seit einem halben Jahrhundert von einem Mitglied des heiligen Kollegiums nicht mehr gehört worden waren" (Germ. 247). Und der Justizminister Rocco ordnet nicht nur die Wiedereinsetzung des Kruzifixes „als Zeichen der himmlischen Gerechtigkeit in allen Sälen der irdischen Gerechtigkeit" an, sondern erklärte auch in der Kammer am 13. Mai, die Bemerkungen des Papstes gegen den Regierungsentwurf betreffs der kirchlichen Gesetzgebung (Sp. 198), „deren Wert als von der höchsten Autorität der Kirche kommend von allen Italienern immer mit der größten Verehrung vernommen wird", hätten die ursprünglichen Ziele der Reform verändert. „Die religiöse Politik der faschistischen Regierung darf sich nicht von augenblicklicher Zweckmäßigkeit leiten lassen, sondern von der tiefen Überzeugung hinsichtlich der Natur und der Mission des Staates und des italienischen Staates im besondern, der katholisch ist und nur katholisch sein kann." Nun meldet der Korrespondent der Germ. (27. Mai) aus Rom, daß zwischen Rocco und dem vatikanischen Staatssekretariat unmittelbare Besprechungen eingeleitet worden seien, und daß Mussolini in der Lösung der römischen Frage die Krönung seines faschistischen Werkes sehe. Nach einer Wiener Korrespondenz ließ Mussolini den Vorschlag überreichen: „Italien ist geneigt, einen ziemlich breiten Gebietsstreifen dem Papste zu überlassen, der in den vatikanischen Gärten beginnend sich bis Civitavecchia erstrecken soll, so daß dem Papste ein freier Zugang zum Meere geöffnet sein soll." Der Ritter von Lama macht (Augsb. Postz. Nr. 132) dazu die Bemerkung, daß mit dem seit 1881 auftauchenden Korridor-Projekt die römische Frage nur halb gelöst sei. Sie ist eine Gebietsfrage, aber nicht nur eine solche. Es müßte weiterhin der durch das Garantiegesetz (vom 13. Mai 1871) geschaffene Zustand der Rechtvergewaltigung befei-

tigt werden durch eine doppelseitige freie Vereinbarung, welche der Papst sowohl seiner Würde wie den Bedürfnissen seines Amtes als Oberhaupt der Weltkirche für genügend erachtet. Und es müßte endlich eine Kompensation irgendwelcher Art über „das geraubte Kirchengut" zum Ausdruck gebracht werden. (Vgl. CW 1925 Sp. 478.)

*

In der Reihe der Seligsprechungen d. J. wurden am 6. Juni die beiden Jesuitenmärtyrer P. Jacques Salés (geb. 1556 in der Auvergne) und der Laienbruder Guglielmo Saltomochio (geb. 1557 in Italien) beatifiziert. Bei den Hugenottenkämpfen haben sie in Aubenas in Südfrankreich (Dep. Ardèche) nach einer Disputation über die Messe als „Idololatren und Pharisäer" (als „Martiri dell' Eucarista" rühmt die offizielle Biographie in Oss. Rom. 129) den Henkerstod erlitten, am 6. Februar 1593, kurz ehe mit dem Übertritt Heinrichs IV. (25. Juli 1593) der blutige Austrag der Gegensätze aufhörte. Am 13. Juni folgte die Seligsprechung der Lucia Filippini (1672—1732), der Mitarbeiterin des „Waisenvaters" Kardinal Marc Antonio Barbarigo († 1706) und Begründerin einer Schulschwesternkongregation in Italien. Ihre Wunder wurden bei Schülerinnen und Schwestern der Kongregation (zwischen 1911 und 1920) nachgewiesen. (Oss. Rom. 135.)

*

Das „Wunder von Chicago" wird der Eucharistische Kongreß in der vorbereitenden Riesenreklame genannt. Die Salzb. Kath. KZ. Nr. 22 berichtet, daß „der Vorsitzende des Verbandes protestantischer Kirchen von Chicago" (ist das lokale Federal Council gemeint?), Rev. Clifford W. Barnes, der Reklame für den Kongreß mit folgender Freundlichkeit diene: „Die katholische Kirche darf in ihren Bemühungen, die souveränen Rechte Christi auf dem sozialen, wirtschaftlichen und politischen Gebiet durch das Mittel eines Internationalen Eucharistischen Kongresses zu fördern, der besten Wünsche des christlichen Volkes von Chicago ohne Unterschied der Konfession versichert sein. Wir hoffen, daß dieser Kongreß unter der weisen Führung von Kardinal Mundelein das geistliche Leben unserer Kommune vertiefen und dazu beitragen wird, das Volk vor dem seine Seele ertötenden Materialismus zu bewahren." Auch der führende Rabbiner von Chicago, die Präsidenten des Börsenvereins, des Handelsverbands und anderer Organisationen schrieben ähnliche Adressen.

Die französischen Kardinäle von Paris und Reims haben nun doch auch beschlossen (entgegen der Meldung in CW 11 Sp. 563) teilzunehmen. Die festländischen nichtdeutschen Kirchenfürsten (darunter sechs Kardinäle) reisten mit dem päpstlichen Nuntius auf einem von Cherbourg abgehenden Dampfer der Cunard-Linie unter der weißgelben Papstflagge (der Fahne des ehemaligen Kirchenstaats von 1800 bis 1870). Die Deutschen reisten auf besonderem von der Rotala (CW 1925 Sp. 765) ausgestatteten Schiff. Die Ankunft in New York am 12. Juni mit Empfang seitens des dortigen Erzbischofs Haynes gestaltete sich zu einem dort noch nie gesehenen Ereignis, als die Tausende in den Straßen von New York niederknieten, um den apostolischen Segen des Legaten zu erlangen. Die Prozession ging durch den belebtesten Teil der Fifth Avenue.

Zur Vorbereitung fanden auch Preisausschreiben statt für den Kongreßhymnus (die Dichtung einer barmherzigen Schwester wurde mit dem Preis gekrönt) und für den besten Zeitungsaufsatz über den eucharistischen Christus. Den letzteren Preis soll ein protestantisches Fräulein, Miß Catharine Glover, gewonnen haben.

Von den Einzelheiten des unheimlichen großen Programms ist noch Folgendes interessant: Die Hauptmessefeier findet auf dem 160 000 Menschen fassenden Stadium „Soldiers Field" statt, das zur Aufnahme von 750 000 Menschen erweitert worden ist. In der Mitte ein erhöhter Riesenaltar mit Sitzplätzen für 500 Erzbischöfe und Bischöfe. Während dreier Tage „Verhandlungen" über die Eucharistie und das christliche Leben, über Frauenfragen, über die Fragen der religiösen Erziehung. Für die Verhandlungen sind das „Colloseum" in Chicago und gleichzeitig 16 große Versammlungsräume für die nationalen Versammlungen vorgesehen. Eine rein lateinische Versammlung wird die gelehrten Theologen aller Länder vereinigen, dort soll Professor Engelbert Krebs aus Freiburg die Hauptrede halten. Was soll bei diesen Monstre-„Verhandlungen" herauskommen? Eine Übertrumpfung von Stockholm?

Auch die katholischen Siouxindianer werden ihre Wigwams verlassen und mit ihren Squaws in voller Kriegsbemalung am Eucharistischen Umzug teilnehmen (vgl. Salzb. Kath. KZ. Nr. 22).

*

Sehr bemerkenswert sind die verschiedenartigen Anstrengungen der katholischen Kirche um Gewinnung der orientalischen, insbesondere der russischen Christen zur Union:

1. In der Pfingstwoche während der Tagung des Konzils der orthodoxen Kirche auf dem Athos wurde vom 25.—27. Mai eine von der dortigen Leo-Gesellschaft einberufene und von der Görres-Gesellschaft unterstützte Unionstagung in Wien abgehalten, welche im Unterschied von den (bisher z. B. in Brüssel und Velehrad CW 1925 Sp. 1118 und 1924 Sp. 228 abgehaltenen) ähnlichen Tagungen insofern bemerkenswerte Ergebnisse zeitigte, als ganz allgemein die Schwierigkeiten der Union viel stärker betont wurden, als bisher. So führte der Hochschulprofessor Dr. Lübeck-Fulda aus, daß die Einladungen der letzten Päpste zur Wiedervereinigung von der Ostkirche bisher in schroffer Weise zurückgewiesen worden seien. „Auf kirchenpolitischem Wege ist die Union nicht zu erreichen. Allein durch die Herstellung persönlicher Beziehungen von Mensch zu Mensch kann die Einigung angebahnt werden." Auch von den andern Rednern (Baumstark-Utrecht, Haase-Breslau, Kolpinsky-Warschau u. A.) wurde, wenn sie auch etwas optimistischer sich äußerten, aufs stärkste der nationalpolitische, kulturelle und psychologische Hintergrund des kirchlichen Gegensatzes betont. Auf eine Zersetzung der russischen Kirche zu rechnen (um dann im Trüben für die katholische Kirche fischen zu können) sei unrichtig, unchristlich und unklug. Der völlige Zusammenbruch der orthodoxen Kirche würde die Chancen der Union nicht vergrößern, sondern weit eher verringern. Man kam schließlich darauf hinaus: 1. Das Studium orthodoxer Russen an katholischen theologischen Fakultäten und an der unter dem Patronat des Weihbischofs von Paris stehenden neuen russischen orthodoxen Fakultät in Paris soll nachdrücklichst gefördert werden. 2. Ebenso das Werk der „Mönche der Wiedervereinigung (Patres Unionis). So nennt sich eine neue Benediktinerkongregation, die auf einen Brief des Papstes an den Abtprimas der Benediktiner (vom 23. März 1924) unter Leitung des gelehrten Benediktiners Dom Lambert Bauduin sich zu bilden begonnen hat. Die erste Niederlassung dieser Benediktiner des slavischen Ritus ist in Amay in Belgien, die zweite soeben in Schootenhof bei Antwerpen begründet worden. Auch zwei Benediktinerinnenklöster mit diesem Ritus sind in der Bildung begriffen. 3. Weiterhin wurde für die Westländischen Katholiken größere Bekanntschaft mit den Ostkirchen und den Gottesdiensten des unierten Ritus, sowie stärkere persönliche Heranziehung von Vertretern der slavischen Nationen bei allen den Orient betreffenden Werken anempfohlen. (Vgl. Schönere Zukunft Nr. 35.)

Die Wiener Verhandlungen stehen im Gegensatz zu der polnisch-katholischen Politik gegenüber den Orthodoxen. Im heutigen Polen wohnen etwa drei Millionen Orthodoxe. Dort will man nicht nur in den polnisch-politischen, sondern auch in den lateinisch-kirchlichen Kreisen die Orthodoxie erklärtermaßen in die Brüche gehen lassen. Das von nationalpolitischen Motiven mitbestimmte Ziel ist, die Orthodoxen direkt zum lateinischen Ritus überzuführen. Von Bedeutung sind da auch die offenen Rivalitäten zwischen dem lateinischen Erzbischof von Warschau und dem unierten Metropoliten von Przemysl (vgl. Sp. 513). Auch in Rumänien und in Jugoslawien ist der römische Katholizismus dem herrschenden orthodoxen Kirchentum gegenüber derart in die Defensive gedrängt, daß dort, wie in Polen, die Ostmission in ihren neuen unierten Formen keine Freunde unter der katholischen Geistlichkeit hat.

Der Heilige der Union, der Erzbischof Josaphat von Polozk, 1623 vom polnisch-orthodoxen Pöbel getötet, 1867 heiliggesprochen, ruht jetzt in der griechisch-unierten Pfarrkirche St. Barbara in Wien. So erscheint die österreichische Hauptstadt, neben dem Belgien des Unionskardinals Mercier, als Ausgangspunkt für die neuen katholischen Unionsbestrebungen.

Von den „Vätern der Union" in Belgien ist vorgesehen, daß die südliche Abtei von Amay möglichst bald nach Pepinster (bei Verviers) verlegt werden soll, sobald die Gebäude dort fertig sind, und sich nach dem slavischen Osten ausdehne. Die nördliche Abtei Schootenhof soll (unter Vorbereitung eines anglikanisch-unierten Ritus?) das Werk der Wiedervereinigung in England und Skandinavien betreiben. (Vgl. Augsb. PostZ. Nr. 135.)

2. Das katholische Hilfswerk für die exilierten Russen ist ein weiterer Ausgangspunkt für die Unionsbestrebungen. Es ist zunächst auf Grund einer päpstlichen Stiftung in rein karitativer Absicht unternommen, an zwei Hauptpunkten, Paris und Berlin, wo die Hauptmassen der im Exil lebenden Russen sich angesammelt haben. In Berlin, wo etwa 80 — 100 000 Emigranten gezählt werden, steht das Hilfswerk unter der Leitung des Professors Ludwig Berg, eines seit zwei Jahren für diesen Zweck beurlaubten Religionslehrers aus Aachen. In Paris sind es der Weihbischof Chaptal und sein Sekretär, der Priester Quenet, welche das Hilfswerk leiten. Vor kurzem sind aus den Kreisen der russischen Emigranten in Paris, und zwar von dem bekannten Romanschriftsteller Dmitri Mereschkowsky und einem russischen, dem in Paris residierenden orthodoxen Metropoliten Eulogius unterstehenden Priester P. Sakharow (in einer Schrift „Orthodoxie und Katholizismus") der Vorwurf erhoben worden, daß das katholisch-französische Hilfswerk auf Proselytenmacherei eingestellt sei. Zugleich wurde gefragt, warum Rom während dreier Jahre gegenüber den bolschewistischen Verfolgungen der orthodoxen Geistlichkeit in Rußland geschwiegen habe. Gegen den letzteren Vorwurf konnte Abbé Quenet (Le silence de Rome, Paris, Verlag Povolozky, 38 S.) entkräftend antworten. (Vgl. Germ. 224, 235 u. 246; Köln. VZ. 393.) Der erstere Vorwurf, daß das karitative Liebeswerk des Papstes und der Katholiken von Paris und Berlin nicht ohne proselytischen Beigeschmack sei, ist nicht so leicht zu entkräften.

Nachdem zunächst im Namen des Bischofs Chaptal dem russischen Metropoliten in Paris mitgeteilt worden war, daß der katholische französische Verband der Russenhilfe wegen der Verdächtigungen sein Werk einzustellen und seine Lokale zu schließen beschlossen habe, konnte neuerdings Chaptal die Erklärung verbreiten, daß der größere Teil der russischen Emigranten in Paris von der kleinen „bekannten Gruppe", welche jene Anschuldigungen erhob, abgerückt sei. So sei namentlich auch auf Wunsch des Verbandes Russischer Studenten in Frankreich die Hilfsarbeit wieder aufgenommen worden. Eine weitere Zuschrift „von hoher zuständiger Seite zu Paris" erklärt nachträglich, durch die unangenehmen Zwischenfälle sei „die Sympathie der russischen Emigranten für die katholische Kirche gewachsen, und diese Annäherung werde von höherem Werte sein".

Der oben genannte, mit der katholischen Russenfürsorge in Deutschland beauftragte Professor Dr. Ludwig Berg hat ein Büchlein herausgegeben „Die römisch-katholische Kirche und die orthodoxen Russen" (Verlag der „Germania", Berlin C 2. 65 S.). Es bietet eine ausgezeichnete Materialsammlung auf engstem Rahmen dar. In deutscher und russischer Sprache nebeneinander werden da sämtliche Versuche der Wiedervereinigung der Kirchen des Ostens mit der römisch-katholischen Kirche, die im Laufe der Jahrhunderte unternommen wurden, und insbesondere alle Kundgebungen der letzten Päpste aufgezählt. Daran angeschlossen sind dann, wie es heißt, „im Sinne echt katholischer Caritasarbeit" eine Reihe von „Fragen und Antworten", welche eben jener „mit der russischen Seelsorge beauftragte" Weihbischof von Paris, Msgr. Chaptal, zusammengestellt hat über die Hauptunterschiede der katholischen und orthodoxen Kirche. Das Büchlein ist soeben erschienen und bis jetzt in 10 000 Exemplaren gedruckt. Es wird offenbar den Objekten der Russenfürsorge in die Hand gegeben. Ein Bild zeigt das päpstliche Pontifikalamt in St. Peter anläßlich der Feier von Nizäa am 15. November 1925 (CW 1925 Sp. 1117; für dort die Korrektur, daß das Nizänum damals vom Papste nicht in lateinischer, sondern in griechischer Sprache verkündet wurde, nach Berg S. 40). Die Ausführungen von Berg beginnen mit dem „hohenpriesterlichen Unionsgebet" Ut omnes unum sint und schließen mit dem Gebet aus der basilianischen Liturgie „Hebe auf, o Gott, jede Trennung unter den Kirchen." Nach diesen Dokumenten aus Berlin und Paris bleibt es dem gemeinen Verstand unverständlich, wie man sich beschweren kann über „Personen, welche uns beschuldigen, diese unsere Tätigkeit als katholisches Propagandamittel zu benutzen" (Chaptal).

3. Von wichtigster Bedeutung ist ferner die literarische Arbeit im Sinne der Kirchenunion. Im schon genannten Verlage von Povolotzki (Rue Bonaparte 13, Paris VII) erschienen in französischer und russischer Sprache die Propagandabroschüren unter dem Titel Foi et Eglise (z. B. „Der unerschütterliche Felsen", „Das Leben des Pfarrers von Ars" des neuen Heiligen, das die Tolstoj-Ideale überbieten kann, CW 1925 Sp. 138, „Lourdes" usw.). Dort ist auch die Schrift von P. d'Herbigny S. J.: L'Unité dans le Christ (vgl. CW 1925 Sp. 331) erschienen. Aus dem Verlage von J. Gigord (Paris VI, 15 Rue Cassette) ist noch besonders zu nennen: Chr. Quenet, L'Unité de l'Eglise, les Eglises séparées de 'Orient et la réunion des Eglises, zur Zeit die vollständigste Zusammenfassung über das Unionsthema. Außerdem sind noch zu nennen die Schriften von P. Jugie, Le problème catholique de l'Union des Eglises (Verlag von Gigord) und La prière pour l'Unité chrétienne (Bonne Presse, Paris VIII, 5 Rue Bayard). Derselbe Autor veröffentlicht ein höchst gelehrtes dreibändiges Werk Theologica Dogmatica Christianorum Orientalium, von dem bisher der erste Band, die Quellen und die Dogmengeschichte der griechisch-russischen Theologie enthaltend, soeben erschienen ist (Paris, Letouzey et Ané, Paris VI, 87 Boulevard Raspail). Hingewiesen sei noch auf das Buch des P. d'Herbigny über „Wladimir Solowjew" (im Verlag von Beauchesne, Paris VI, 117 Rue de Rennes). Auch des Letzteren (Solowjews) La Russie et l'Eglise universelle (seit 1889 im Verlag von Stock in Paris VI, 117 Rue de Rennes). Auch des Letzteren (Solowjews) Propagandaliteratur dankbar verwertet.

*

Gegen die Fürstenenteignung haben nun doch auch die deutschen Bischöfe, die in der Fuldaer Konferenz zusammengeschlossen sind, Stellung genommen in einer Erklärung, die (im Gegensatz zur Kundgebung des DEKA), wenn auch gewunden, mit „Rücksicht auf die wirtschaftliche Bedrängnis und die kulturellen Bedürfnisse des Volkes ein besonderes Entgegenkommen seitens der Fürstenhäuser im Ausmaß ihrer Forderungen verlangt". Auch der Augustinusverein, die Organisation der katholischen Presse, hat auf seiner Tagung am 1. Juni beschlossen, daß in den katholischen Blättern die Wähler darüber aufzuklären seien, daß sie sich beim Volksentscheid der Abstimmung enthalten sollen „und zwar aus politischen, verfassungsrechtlichen und moralischen Gründen". Die in der Versammlung anwesenden Gegner dieses Standpunkts erklärten Parteidisziplin halten zu wollen.

Doch unter dem katholischen Volk und namentlich unter der Jugend gärt es ob diesen Entscheidungen. Der fürstbischöfliche Delegat von Berlin, Weihbischof Dr. Detmer erließ eine Erklärung: „Wie ich höre, ist beabsichtigt, an katholischen Kirchen Druckzettel zu verteilen, welche die Katholiken im Gegensatz zu dem Erlaß des deutschen Episkopates vom 1. Juni d. J. auffordern, für den Volksentscheid zu stimmen. Für jeden wahren Katholiken kann in Fragen des Glaubens und der Moral und in solchen, die mit diesen untrennbar verbunden sind, nur die Stimme seines Bischofs sicherer Wegweiser sein. Um Verwirrung der Gläubigen zu verhüten, verbiete ich hiermit jede diesbezügliche Agitation auf kirchlichen Grundstücken." (Germ. 265.)

Und ein „Reichsausschuß der katholischen Jugend zum Schutze des siebenten Gebots gegen die Fürsten", in dem Gruppen aus den Windthorstbünden, der großdeutschen Volksgemeinschaft und aus anderen Organisationen der katholischen Jugendbewegung sich zusammengefunden haben, erläßt eine Erklärung gegen die Parole der Bischöfe, unter Berufung auf das Wort des Bischofs von Regensburg (CW Sp. 465): In allen Handlungen komme es auf den Gewissensstandpunkt an. „Eine dringend notwendig gewordene Änderung des formalistisch erstarrten Eigentumsbegriffes ist bisher durch die verantwortlichen Führer des Volkes nicht erfolgt. Die ungeheure materielle und sittliche Not der breiten unterdrückten Massen unseres Volkes zwingt uns im Gewissen, ungeheure durch die Arbeit des Volkes geschaffene Werte jenen wieder zu nehmen, die sich ihrer durch Krieg und Gewalt bemächtigt haben und die nicht die sittliche und religiöse Kraft nach dem Zusammenbruch aufbrachten, sich dieser nach Naturrecht und christlichem Sittengesetz unrechtmäßig angeeigneten Werte in einer Zeit höchster Volksnot freiwillig zu entäußern."

Die Reichsgeschäftsstelle der „Deutschen Windthorstbünde" rückt von diesem Aufruf weit ab (Germ. Nr. 265).

Dennoch „ist das Unglaubliche wahr geworden". „Berliner Katholiken haben es gewagt, entgegen dem ausdrücklichen Verbot des Bischofs ihr Flugblatt für den Volksentscheid auf kirchlichen Grundstücken an die Gläubigen zu verteilen, ja sogar gelegentlich der Firmung in Reinickendorf in den bischöflichen Wagen zu legen." Darob große Aufregung und Belehrungsartikel von „hervorragenden Theologen", zu denen auch P. Friedrich Muckerman S. J. gehört, in Germ. Nr. 270 und 271). Die katholische Jugend, die ihre eigenen Wege der „Gewissensnot" geht, ist geführt von Dr. Grundei und Riffka, die „bis zur Entscheidung dieser Angelegenheit durch die Zentrumspartei" als Referenten nicht mehr sprechen dürfen (Germ. 271).

*

Drei Berichtigungen:

1. Der Jesuitenpater d'Herbigny hat nach seiner Rückkehr aus Rußland erklärt, daß er in Rußland keine Möglichkeit gehabt habe, zwischen Sowjet und Vatikan zu verhandeln (entgegen der Notiz Sp. 513).

2. Der ebenda (Sp. 513) gemeldete Anschluß des russischen Metropoliten Bedenski an den unierten Ritus hat sich nach einer Berichtigung des Ritter von Lama, der die Meldung zuerst in der deutschen Presse verbreitet hat, nicht bestätigt.

3. In der Sache des Abtes Schachleitner (Sp. 515) läßt der Münchener Erzbischof Kardinal Faulhaber durch seine Rechtsanwälte in der Tagespresse feststellen, daß ein Predigtverbot weder von Seiten des Erzbischofs selbst noch des Ordinariats ergangen sei. (Vgl. DEK Nr. 22.)

Marburg Heinrich Hermelink

Verschiedenes

Die deutschen Universitäten und der heutige Staat. Referate, erstattet auf der Weimarer Tagung deutscher Hochschullehrer am 23. und 24. April 1926 von Wilhelm Kahl, Friedrich Meinecke, Gustav Radbruch. (Recht und Staat 44.) Tübingen, J. C. B. Mohr 1926. 40 S. 1.20 M.

Es geschieht unsereinem oft, daß man von Lesern und auch sehr nahen Freunden angeschaut wird, als hätte man eine ganz eigene sonderliche Meinung. Nun, eine eigne hat man schon, aber warum denn eine sonderliche? Weder liegt uns daran, etwas Besondres zu haben, zu sagen oder zu sein, noch weniger möchten wir uns absondern: insbesondere dies Letzte liegt uns gar nicht!

So ist uns eine wahre Wohltat, auf dem heißen Boden der Politik und Hochschulpolitik — noch dazu in den Tagen des unglaublichen Lessingstreits — einer Kundgebung zu begegnen, wie wir sie in der vorliegenden Schrift erleben. Da ist kein Wort, das wir nicht begrüßten, kein Wort, das wir besser sagen könnten. Von der Deutschen Volkspartei bis zur Sozialdemokratie: die große Koalition, vertreten durch drei Universitätsprofessoren: den Senior unsrer Rechtsgelehrten, den Geschichtsschreiber des deutschen Nationalgedankens, und den einstigen Reichsjustizminister. Dazu die Erklärung von 73 Kollegen.

Schaffen wir uns eine Sammlung von „symbolischen Büchern" des neuen Reichs! Den ersten Platz nehme die Weimarer Verfassung ein. Den zweiten das Weimarer Bekenntnis vom 23. und 24. April.

Unsereinem aber sage man nicht mehr, daß er mit seiner Stellung zu den öffentlichen Dingen allein sei! R

Wöchentliche Chronik

Der Deutsche Evangelische Kirchentag 1927 soll in Königsberg stattfinden.

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat einen Antrag der österreichischen evangelischen Kirchen auf Anschluß an den Deutschen Evangelischen Kirchenbund vorbehaltlich noch zu erledigender Formalitäten einstimmig genehmigt, desgleichen den Anschluß der Gemeinde zu Kobe in Japan.

Vom Reich ist für Weinpropaganda eine Million Mark ausgeworfen und, wenn ein Erfolg zu spüren ist, eine weitere halbe Million vom Reichsernährungsminister in Aussicht gestellt.

Der Reichstag hat die Einbeziehung des Gemeindebestimmungsrechts in das zu schaffende Schankstättengesetz mit 241 gegen 163 Stimmen abgelehnt. Dafür stimmten geschlossen die Kommunisten, dagegen geschlossen die Bayrische Volkspartei, Deutsche Volkspartei und Nationalsozialisten, die Wirtschaftspartei bis auf einen, der sich der Stimme enthielt. Die Unterschriftensammlung für das Gemeindebestimmungsrecht hat zwei Millionen Stimmen ergeben. Die Unterschriftbogen wurden auf zwei Kraftwagen zum Reichstage gefahren und von 60 Jugendlichen hineingetragen. Der Reichstagspräsident bezeichnete die Eingabe als eine, die abgesehen von einem Falle die größte Zahl von Unterschriften erreicht habe.

1925 wanderten 62 813 Deutsche aus, davon 58 227 über deutsche Häfen, 30 534 über Hamburg, 27 680 über Bremen.

Bei den Elternbeiratswahlen in Berlin sind gewählt: an den Volksschulen 3919 Kandidaten der christlich-unpolitischen, 1145 der weltlich-sozialistischen, 355 der kommunistischen Liste, 350 bestehende weltliche Schulen, dazu 16 Lehrervereinsliste. An den höheren und mittleren Schulen 671 Kandidaten der christlichen Liste gegen 64 der sozialistischen. 543 Kandidaten wurden auf Einheitslisten gewählt.

Im Prozeß der Landeskirche von Braunschweig gegen den Staat hat das Reichsgericht entschieden, daß der Staat die Besoldungszuschüsse an die Kirche (Differenz des Pfarreinkommens gegen das gesetzliche Gehalt) in derselben Weise wie vor dem Krieg zu zahlen habe. Die Kirche hat nur noch für die Ruhegehälter und die Reliktenversorgung aufzukommen.

Der Braunschweigische Landeskirchentag hat beschlossen, die Konfirmationshandlung in der Weise umzugestalten, daß das Apostolische Glaubensbekenntnis nicht mehr ausdrücklich von den Konfirmanden bekannt, sondern in der Liturgie verlesen und an die Kinder die beiden Fragen gerichtet werden: 1. Glaubst du an Gott deinen himmlischen Vater und an Jesus Christus deinen Erlöser und Herrn? 2. Willst du in diesem Glauben mit Gottes Hilfe christlich leben? worauf eine Ermahnung folgt, sich treu zur Kirche zu halten. Der Antrag, den Religionslehrern Sitz und Stimme im Landeskirchentag zu geben, wurde abgelehnt.

In Hamburg werden, nachdem die Bordelle schon 1922 aufgehoben worden waren, seit Frühling dieses Jahres keine Prostituierten mehr neu eingeschrieben und keine Kontrollbücher mehr ausgegeben.

Die Reformierten der Stadt und des Bezirksamtes München haben sich zu einer eigenen Pfarrgemeinde zusammengeschlossen, die die Eigenschaft einer Körperschaft öffentlichen Rechts erhalten hat.

Am Himmelfahrtstage ließ der Münchener Stadtrat in einer Straße inmitten der Stadt Asphaltierungsarbeiten mit hundert Prozent Lohnaufschlag vornehmen; am 1. Mai hatte Arbeitsruhe geherrscht.

In Landau ist ein Predigerseminar für die pfälzische protestantische Landeskirche mit Raum für zehn Kandidaten begründet worden. Zum Direktor wurde Pfarrer Hans Stempel-Oppau, zum Inspektor Stadtvikar Neumüller-Pirmasens ernannt.

Am 29. April ist in Leipzig eine Vereinigung evangelischer Freikirchen begründet worden, zu der offiziell der Bund der Baptistengemeinden, die Jahreskonferenz der bischöflichen Methodisten, die evangelischen Gemeinschaften und der Bund Freier evangelischen Gemeinden gehören. Organ ist der Hauptausschuß; auf jedes 5000 entfällt ein Abgeordneter. Die laufenden Geschäfte erledigt der Geschäftsausschuß aus je zwei Vertretern der angeschlossenen Freikirchen. Vorsitzender Prediger Höfs-Cassel (Baptisten), Stellvertreter van den Kerkhoff-Velbert (Freie Gemeinden), Schriftführer Theodor Mann-Stuttgart. Der Bund hat einen freikirchlichen Schulausschuß begründet, der mit dem Verband evangelischer Schulgemeinden (Grünwellerscher Richtung) in Arbeitsgemeinschaft getreten ist.

Der Literarische Ratgeber für die Katholiken Deutschlands im Verlage von Eugen Diederichs stellt eine Anzeige von Schriften der Barth-Gogartenschen Richtung unter das Motto: „Wenn diese Richtung, die das Gotteswort der Gnade der Historiker und Philologen wieder entreißt, sich nicht durchsetzt, dürften alle Möglichkeiten einer Erneuerung des Protestantismus erschöpft sein."

Bei den Repräsentantenwahlen zur Jüdischen Gemeinde in Berlin wurden 10 Liberale, 8 Jüdische Volkspartei, 2 Religiöse Mittelpartei und 1 Konservativer, zu Stellvertretern 5 Liberale, 3 Jüdische Volkspartei, 1 Religiöse Mittelpartei und 1 Poale Zion gewählt. Bei den Wahlen zum Landesverband Jüdischer Gemeinden wurden für die Liberalen 50,8 %, die Volkspartei 29,8 %, die Religiöse Mittelpartei 10,2 %, die Konservativen 5,7 % und Poale Zion 3,5 % aller Stimmen abgegeben.

Nach Untersuchungen eines paritätischen Ausschusses des preußischen Philologenverbandes gibt es im Verhältnis zu den unterrichteten Schülern 404 jüdische Lehrkräfte zu wenig. Berlin allein zählt 185 jüdische Lehrkräfte weniger, als die Parität erforderte. Germ. 18. 5. 26

Das Tschechische Unterrichtsministerium hat angeordnet, daß die Schüler aller Volks-, Fach-, Mittel- und Fortbildungsschulen alljährlich am 28. März, dem Todestage von Amos Comenius, während einer halben Stunde über die Friedensbewegung und den Völkerbund belehrt werden.

In Jugoslavien gibt es 13 anerkannte Religionsgemeinschaften, deren Geistliche vom Staat bezahlt werden. Für die 3 nicht anerkannten Religionsgemeinschaften (Nazarener, Adventisten und Methodisten) besteht Glaubensfreiheit, vorbehaltlich der durch das Staatsgesetz gezogenen Grenzen, doch wird die Verweigerung des Militärdienstes durch die Nazarener nicht geduldet.

Der anglikanische Bischof von Ontario in Canada hat seine Resignation eingereicht, nachdem seine Gattin zur römisch-katholischen Kirche übergetreten ist.

Von der Monatsschrift zur Pflege der deutschen Einheit Der Zusammenschluß (s. Nr. 9 Sp. 460 ff.) ist Heft 1 erschienen. Bevorwortet von Reichskanzler Luther, mit Beiträgen von Friedrich Thimme, Rademacher (Tragik der Wahrheit), Brauns (Zur sozialen Verständigung), Hemmerle (Parteien und Parlamentarismus), Baumgarten (Konfessioneller Friede), Schwertfeger (Dolchstoß). Verlag Hans Scheller, Berlin SW 68. 1 M. das Heft.

Einige deutsche Kandidaten studieren gastweise in Nordamerika. Werner Petersmann aus Marburg, fellowship student von Union Theological Seminary in New York, wurde bei der jüngsten Prüfung unter 27, die den Grad eines Bachelor of Divinity erhielten, zum Master of Theology (magister) graduiert. The New York Times meldete das unter der Überschrift: ‚Highest honor to German'. — Von der Leitung des U. Th. S. trat der Kirchenhistoriker D. Mc Giffert zurück. An seine Stelle tritt der Professor der Praktischen Theologie und Pfarrer an der Presbyterianerkirche der Madison Avenue, Rev. Dr. Cöffin, ein Führer der „Modernisten". Protbl. 25

Von Personen. Berufen: Professor D. Georg Wobbermin für systematische Theologie in Göttingen als Nachfolger Stephans nach Halle; Professor D. Gerhard Kittel in Greifswald als Nachfolger Heitmüllers für NT nach Tübingen. Habilitiert: Pfarrer Lic. Fritz Blanke für Kirchengeschichte in Königsberg; D. Adolf Keller für Kirchenkunde und Kirchenprobleme der Gegenwart in Zürich. Promoviert: Privatdozent Pfarrer Lic. Paul Fiebig in Leipzig zum D. von Halle, Geh. Konsistorialrat Hofprediger Dr. Richard Friedrich in Dresden und Professor Lic. Ernst Sommerlath in Leipzig zu DD. von Leipzig, Professor an der Gemeindefakultät Oslo Daniel Fröjig zum D. von Erlangen. Ernannt: Oberkirchenrat Hosemann in Berlin zum Direktor des Evangelischen Kirchenbundesamts. Gewählt: Pastor D. Alexander Makkai zum Bischof des reformierten Kirchendistrikts in Siebenbürgen; der ehemalige ökumenische Patriarch in Konstantinopel Meletios Metaxatis zum Patriarchen von Alexandrien. Gestorben: der langjährige Leiter der Hermannsburger Mission D. Georg Haccius in Hannover; D. Adolf Kinzler, einst Lehrer am Missionshause in Basel, in Stuttgart; D. Friedrich Würz, Missionsinspektor in Basel; Geh. Kirchenrat Pfarrer D. Georg Schlosser von Gießen in Frankfurt a. M.; Mrs. D. Agnes Smith-Lewis, Entdeckerin des syrischen sinaitischen Kodex. E St

Versammlungskalender

Juni 26.—29. Zweiter rheinischer evangelischer Kirchentag Essen
Juli 4.—30. September. Volkshochschulheim Habertsho
6.—21. Weltbund der Christian Endeavour Society London
19.—21. Internationaler Kongreß gegen Alkoholismus Dorpat
21.—25. Sommertagung der Christengemeinschaft Freiburg i. Br., anschließend 3—4tägige Exerzitien durch Fr. Rittelmeyer
22.—25. Bund Deutscher Jugendvereine (BDJ) Köln
31.—4. August Allgemeine Christliche Studentenkonferenz Bad Saarow
August 13.—20. Versöhnungsbund sozialethische Tagung Oberammergau
28.—3. September. Welt-Friedenskongreß Genf
31.—7. September. Rast- und Rüstzeit für Wohlfahrtspflegerinnen, Hortnerinnen, Schullehrerinnen Kloster Maulbronn
September 7.—9. Deutscher Dorfkirchenverband Hannover
9.—13. Evangelischer Bund Dresden
9.—13. Internationaler Verband zur Verteidigung des Protestantismus Dresden
26.—29. Ostasienmission (AEBMB) Neustadt an der Haardt
26. 27. Evangelisch-sozialer Kongreß Frankfurt a O.
Oktober 2.—9 Neulandtag Eisenach
4.—6. Gustav Adolf-Verein Düsseldorf
5.—7. Bund für Gegenwartchristentum Köln
6.—9. Allgemeiner Deutscher Frauenverein Köln
17.—23. Lehrgang für Jugendführer: Alkoholfrage Wilhelmshagen
21. 22. Vierhundertjähriges Gedächtnis der Homburger Synode Homburg a. E.
1927 Juli 31. — August 21. Glaube und Verfassung (faith and order) Lausanne

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Friedrich Theodor Vischer

Herausgegeben von R. Vischer
Mit zwei Abbildungen und drei Faksimiles.
VIII, 356 Seiten 8°. Geheftet M 6.50, in Ganzleinen M 9.—

Dieser seit langem erwartete Briefwechsel wird hiermit endlich der literarischen Welt dargeboten. Er bringt ganz neues Material und beschert uns eine Fülle schlicht menschlicher Züge und Situationen aus der wechselseitigen Teilnahme am Schaffen und Leben der beiden Dichter. Das geist- und humorvolle Buch ist eine freudige Überraschung für alle Mörike- und Vischerfreunde.

Der Troll-Elch
Roman von Mikkjel Fönhus

Aus dem Norwegischen übertragen von J. Sandmeier
210 Seiten 8°. Geheftet M 4.—, in Ganzleinen gebunden M 5.50

Dieser Roman ist eine Tier- und Jagdgeschichte, erzählt von einem Bauernburschen aus dem norwegischen Hochgebirge, der aus der Fülle einer reichen Seele und einer von Geschlechtern vererbten Jagderfahrung schöpft. Wer jemals selbst in einem engen Zusammenhang mit der Natur gelebt hat, die dem Jäger jenes beseligende Gefühl der Rückkehr in die Urheimat der Menschheit verleiht, wird sofort das Verwandte wie einen Luftstoß aus Wald und Gebirge sich entgegenströmen fühlen, gesteigert durch die unendliche Unberührtheit und Grenzenlosigkeit der norwegischen Landschaft.

Der Mann mit den Masken
Roman von Johan Bojer

Aus dem Norwegischen übertragen von J. Sandmeier
219 Seiten 8°. Geheftet M 4.—, in Ganzleinen gebunden M 5.50

Dieses „phantasiereichste" Buch Bojers bietet den Roman des Lebenslügners aus Urveranlagung, des Hochstaplers aus Lust zur Unendlichkeit, begabt zu allem, nur nicht zur Dauer, unendlich sehnsüchtig nach dem Menschen, ein Dieb der Seele. Aus dem Reichtum schleicht er in das Elend, aus dem Nichts in die Fülle.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

Gemeindehelferin gesucht

für den Kirchgemeindebezirk Berlin-Reinickendorf-West. Hauptarbeitsgebiet: weibliche Jugendpflege. Gehalt wie in Großberlin, annähernd 2500 RM.

Bewerbungen mit Lebenslauf und Befähigungsnachweisen bis 15. Juli einzureichen bei

Pfarrer **H. Dorow**
Berlin-Reinickendorf-W.
General Barby-Str. 11.

Suche für meine 22jähr. Tochter Aufnahme als **Haustochter** in gebildeter Familie zur Weitererlernung der Küche und des Haushalts. Off. unter **Sch. 12** an den Verlag der Christl. Welt.

Junges Mädchen, 27 Jahre alt, mit Erfahrung in Haushalt und Krankenpflg., Verlobte eines Pfarrers, sucht für Sommer und Winter eine Stelle im Haushalt bei vollem Familienanschluß gegen freie Station und etwas Taschengeld. Angebote unter **A. N.** an die Geschäftsst. d. Bl.

Wir empfehlen in Postkolli feinste Molkerei-

Butter

in 1 Pfd.-Stücken à M. 1.72
in 9 Pfd.-Stücken à M. 1.67

Käse

Bayr. Emmentaler M. 1.70
40% Romadur in bedruckt. Staniol M. 1.—
20% Stangenkäse in Perg. . . . . M. —.65
per Pfund ab hier, von jeder Sorte werden nur ganze Postcolli abgegeben.

Bader & Unglert
Obergünzburg (Bayr. Allgäu)

Ia Eiderfettkäse
9 Pfd. = M. 6.— franko
Dampfkäsefabrik, Rendsburg

Was die **Liturgischen Blätter** in den ersten fünf Heften geboten haben und wie sie in der Pfarrerwelt aufgenommen wurden, zeigt der soeben ausgegebene **ausführliche Prospekt** über dieses Unternehmen, der diesem Hefte beiliegt. Er sei aufmerksamer Beachtung hiermit empfohlen.

Leopold Klotz LK **Verlag / Gotha**

Mittwoch abend starb im Alter von 80 Jahren mein lieber Mann

Geheimer Kirchenrat

D. Georg Schlosser.

Dies teile ich Verwandten und Freunden zugleich im Namen unserer Kinder und deren Familien mit.

Marie Schlosser geb. Rendtorff

Frankfurt am Main, den 10. Juni 1926
Schifferstraße 72

Die Beerdigung hat in Gießen auf dem alten Friedhof stattgefunden.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 8. Juli